Maria Mancini.

Roman

von

Julius Grosse.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Eduard Hallberger.
1869.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

1.

Die Brautschau.

Nullos his mallem ludos spectasse.
Horat.
In amore haec insunt omnia.
Terent.

„Oheim Eminenz, in diesem Punkt ist mir das Geheimniß Ihrer Politik unauflöslich.“

„Meine schöne Nichte Olympia war doch sonst immer eine scharfsinnige Sibylle.“

„Hier stelle ich das Horoskop vergebens, Kardinal,“ erwiderte die reizende junge Frau, welche am Kamine des reichen, alterthümlichen, mit Teppichen und Portieren geschmückten Zimmers stand und sich mit dem Fächer aus Elfenbein gegen die aufsteigende Wärme zu wehren schien. — Unweit von ihr in der tiefgewölbten Fensternische saß die hohe, doch feingebaute Gestalt eines alten Mannes, der an einem breiten, kostbaren Schreibtische emsig mit der Feder beschäftigt war.

In dem letzteren erkennen wir den greisen Kardinal Mazarin, den allmächtigen Lenker Frankreichs; jene Dame war keine andere, als die vielgefeierte Olympia Mancini, welche seit Jahr und Tag zur Gemahlin des letzten Prinzen aus dem Hause Savoyen-Carignan erhoben worden. Da ihr Gemahl von mütterlicher Seite mit dem Hause Bourbon verwandt, ließ man den Titel eines Grafen von Soissons wieder aufleben und Olympia bekam seitdem als Auszeichnung einfach den Namen „die Frau Gräfin". „Sie war eine Person," sagt Frau von Lafayette, „die man zwar nicht schön nennen konnte, ihr Geist hatte weder etwas Außerordentliches, noch sehr Feines, war aber natürlich und angenehm."

Der alte Herr antwortete diesmal der Neugierigen nicht. Olympia machte einige Schritte und blieb dann vor dem Schreibtisch stehen. Ihr Ton hatte etwas Dringenderes und Schärferes, als vorher.

„Sagen Sie mir endlich, Oheim Eminenz, wozu haben Sie eigentlich den ganzen Hof hieher nach Lyon gesprengt, mitten im Winter, und vor allen Dingen, warum mußten wir — Ihre sämmtlichen Nichten an dieser Reise Theil nehmen? Das ist es, was verschiedenen Leuten zu denken gibt."

„Sie plaudern wie ein artiges Kind, meine weise

Soissons, aber plaudern Sie nur fort," sagte der alte Herr mit wohlwollendstem Lächeln, indem er weiter schrieb, „mich interessirt unendlich, wie man über diese Brautschau denkt."

„Diese königliche Brautschau!" rief Olympia, und bewegte heftiger ihren Fächer — „O Sie machen mich lachen, Oheim Eminenz — diese Brautschau! Paris fällt aus den Wolken, wenn es hört: der König geht nach Lyon — mitten im Winter, um mit der Prinzessin von Savoyen und ihrer erlauchten Mutter zusammenzutreffen. — Wirklich, zwei Muster von gehorsamen Naturen: diese gütige Prinzessin, die so freundlich und so praktisch ist, dem König halbwegs entgegenzukommen und dann dieser fügsame Fürst, der sein Herz von Ihnen verschenken und unterbringen läßt, wie man einen Beamten anstellt — Scherz bei Seite, Eminenz, ich glaube an nichts von alledem, Sie geben hier nur eine Komödie zum Besten."

Mazarin hörte zu schreiben auf und maß seine kühne oder wenigstens doch naive Nichte mit durchdringendem Blick, dennoch stand seine weiche und sanfte Sprache damit im Widerspruch, als er in liebenswürdigster Weise entgegnete:

„Ich begreife nicht, Frau Gräfin, warum man das Einfache und Klare verdunkeln will. Der König

ist zwanzig Jahr. Frankreichs Heil fordert seine Vermählung. Die Zeit der Illusionen und Schäferspiele muß endlich vorüber sein. Was hat mich diese d'Argencourt schlaflose Nächte und schwere Sorgen gekostet — sonst wäre ich sicher früher gekommen!"

„Schlaflose Nächte und schwere Sorgen," lachte Olympia, „wahrscheinlich, um gewisse Briefe der Unglücklichen zu erlangen und sie endlich vor dem Könige zu kompromittiren. Sie sind ja ein Meister in solchen Künsten, Oheim Eminenz, und Sie sehen, daß ich besser unterrichtet bin, als Sie vielleicht glauben," setzte Olympia mit etwas schadenfrohem Tone hinzu.

Mazarin lehnte sich zurück und fixirte abermals seine Nichte, während seine Hände spielend bemüht waren, seine Schreiberei in einer Mappe zu verbergen. „Ein weiser Arzt braucht manches Mittel," sagte er mit Nachdruck, »quod ferrum non sanat, sanat ignis, quod ignis non sanat — sanat carta, könnte man hinzusetzen — übrigens ist die Königin nicht nur einverstanden, sondern es war ihr ausdrückliches Arrangement."

Olympia lachte wiederholt. „Die Königin will nur, sobald und nur weil Mazarin will, das weiß Paris und Europa, doch diese sonderbare und langweilige Reise bleibt umsomehr ein Räthsel."

Jetzt war die Reihe des spöttischen Lächelns an Mazarin. „Die Aerzte sagen ferner,“ fuhr er fort, „daß auch ein abgenommener Arm noch schmerze. Sollte es das sein, Frau Gräfin? dann würde ich manchen Kummer begreifen. Leider ist es nicht meine Schuld, daß eines meiner stolzesten Lieblingsprojekte zu Schanden wurde. Es gab allerdings eine Zeit, in der ich dachte, den König mit engeren Banden an unser Haus zu fesseln.“

„Also dennoch, Eminenz! und deßhalb vermählten Sie mich mit dem Grafen von Soissons!“ rief Olympia, die plötzlich ihre Fassung verlor.

Mazarin hatte sich erhoben. Es schien, als ob seine Schultern und feinen Hände einige Gesten des Bedauerns machten; unleugbar aber war es ein ironischer Ausdruck seiner Züge, als er vor der schönen Nichte stehen blieb und sie von oben herab betrachtete. Olympia erhob jetzt die Augen wieder zu ihm, und ein Seufzer begleitete ihre Worte. „Ich weiß, was Sie sagen wollten, Oheim Eminenz. Der Flatterhafte ward mir ungetreu, er ward zum Theaterliebhaber, der mit seinen Rollen mehr als mit seiner Geliebten beschäftigt war, aber ich versichere Sie: hätten Sie mir Zeit gelassen, ich würde ihn gezähmt, ich würde ihn auf immer an Sie gefesselt haben, und Kardinal

Mazarin könnte in seinen alten Tagen und vor dem bewundernden Europa sich rühmen, Könige von Frankreich zu seinen Enkeln zu haben. — Nun ist es zu spät."

„Gibt es eine Zeit, wo es zu spät wäre, unseren Einfluß aufzugeben?" sagte Mazarin mit leiser Betonung jedes einzelnen Wortes, während er sich wieder seinem Schreibtisch nahte.

Die Wirkung dieser Worte war eigenthümlich. — Olympia erhob sich sofort aus ihrem Fauteuil und folgte ihrem Oheim.

„Nicht zu spät, unsern Einfluß aufzugeben. Was meinen Oheim Eminenz damit?"

Mazarin zuckte die Schultern.

„O, ich verstehe nur zu wohl, Eminenz. Es handelt sich also nunmehr um meine Schwester Maria. Vortrefflich, und deßhalb also ist sie zu dieser Reise nach Lyon mitgenommen worden, um die Prinzessin von Savoyen vielleicht in den Schatten zu stellen; aber Sie haben Ihre Rechnung dennoch nicht gut gemacht, Eminenz. Die Prinzessin von Savoyen müßte von ausgesuchter Häßlichkeit sein, wenn ihr Stern vor Marien erbleichen sollte. Diese magere, gelbe Marionette wird niemals über die Freundschaft hinauskommen. Man nennt sie geistreich und sie versteht zu unterhalten wie ein Buch, aber die Bücher stellt man

in den Schrank, wenn man sie zu Ende gelesen. Kennen Sie die Spottverse nicht, die seit Kurzem auf uns zirkuliren — o sie sind nur auf Marien gemünzt.“

„Verse — meine schöne Nichte — ich hoffe, Sie werden mir dieselben nicht vorenthalten,“ sagte Mazarin mit großer Wichtigkeit.

„Bei Gelegenheit, Eminenz — ich habe sie nicht bei mir; und was wollen Sie damit thun. — Etwa abermals Untersuchungen?“

„Seien Sie ohne Sorge, schöne Olympia, sie sollen nur meine Sammlung vervollständigen. Sie wissen ja, ich halte Buch über die Bosheit der Menschen, und jedes Blättchen darin ist mir von unschätzbarem Werthe. Denken Sie, selbst die königliche Braut hat man nicht verschont,“ und er zog ein großes, in Saffian gebundenes Buch hervor, in welchem er nachlässig blätterte.

„Ein Epigramm gegen die Prinzessin von Savoyen,“ rief Olympia, „bitte, lassen Sie mich sehen, ich sterbe vor Neugierde!“

„Es ist besser, man kennt dieß Gift nicht,“ sagte Mazarin, „Himmel und Erde, ich möchte es nicht ausdenken, welches Unheil daraus entstehen könnte, wenn dieser Pfeil dem König selbst in die Hand fallen sollte.

Nein, das dürfte niemals geschehen, das dürfte niemals geschehen. Es wäre ein Verbrechen zu nennen! Leider ist es nicht unmöglich, daß noch Abschriften dieses Epigramms existiren, und daß vielleicht doch eine ihren Weg findet. Wir sind außer Schuld, denn alle Blätter kann ich doch nicht einfangen, und wenn sich alle Engel des Himmels zur geheimen Polizei inskribiren ließen." — Bei diesen Worten sah er seine Nichte mit eigenthümlichen lauernden Blicken an. „Ich hoffe," fuhr er fort, „auch die Zeilen zu erhalten, welche Ihre Schwester betreffen. Es ist besser, man vergräbt dieß Gift. Ich weiß, Ihr seid wohl Schwestern, aber keine Freundinnen. Und in Wahrheit, Maria ist noch sehr unerfahren. Erzählen Sie doch, liebe Soissons, wie sie sich benimmt."

„O verschonen Sie mich damit, Eminenz," rief Olympia, „sie spielt das Aschenbrödel auf der einen Seite, auf der anderen die Amazone!"

„Eine neue Mischung in der That, und vielleicht eine sehr pikante. Ist es wahr, daß Maria den König auf seiner ganzen Reise zu Pferde begleitete?"

„Sie ließ ihn nicht von der Seite und wollte man nach dem Schein urtheilen, so hätten sich seine Aufmerksamkeiten verdoppelt. O diese Reise, diese Vergnügungsreise im Winter, sie würde mich krank machen,

moralisch und physisch, wenn nicht alles Schein wäre. Denken Sie: in Dijon ließ der König einen Tisch für sich allein decken und einige Festlichkeiten veranstalten. — Stellen Sie sich vor, zum ersten Male speiste er nicht mit der Königin, seiner Mutter, weil er unser Gast sei. Marianne und Hortensia mußten seine Spielpartie bei der Königin übernehmen, und hier in Lyon wurde bald gar keine Rücksicht mehr genommen. Täglich begleitete uns der König in unsere Wohnung zurück. Zuerst folgte er unserem Wagen zu Pferde, dann spielte er allerliebst den Kutscher, zuletzt setzte er sich zu uns in den Wagen. Auch dabei ist es nicht geblieben. So lange wir Mondschein hatten, ist der König mit ihr promenirt auf dem Platze Bellecour — kurz, sie oder vielmehr wir waren unzertrennlich, und die kleine Thörin bildet sich wirklich ein, es gelte ihr allein. Denken Sie, heut, da der König der Prinzessin von Savoyen entgegengeritten, schließt sie sich ein — vielleicht um zu schmollen und zu weinen — vielleicht um Corneille zu studiren."

Eine Weile schwieg der würdige Kardinal auf die zungenfertigen Mittheilungen seiner Nichte, dann sagte er, „Sie haben Recht, schöne Olympia, ich sehe, meine, Nichte Maria ist eine unverbesserliche Thörin. — Es muß etwas geschehen, um diese Freiheiten zu beschrän-

ken. Jetzt, da die durchlauchtige Braut und ihre hohe Mutter Lyon besuchen wollen, würde der Skandal leicht verhängnißvoll werden. Wir müssen dieß um jeden Preis vermeiden, und dem Verkehr des Königs muß ein- für allemal ein Ende gemacht werden. Hat man einen Pagen so kostümirt, wie ich befohlen habe?"

„Schwarz mit Gold, Eminenz?"

„Vortrefflich, ich sehe, Sie sind gehorsam, meine Nichte, und Sie werden deßhalb immer meinem Herzen am Nächsten stehen. Ich will nicht hoffen, daß der König diese Besuche und Indiskretionen, die Sie mit Recht so tief indigniren, in Zukunft noch fortsetzt; indeß kann man nicht wissen, was geschieht. Sollte er dennoch das Haus wieder betreten, so tragen Sie Sorge, daß ihm dieß kleine Billet zugestellt wird. Es wird ihm von meiner Seite den Besuch ein- für allemal untersagen."

Bei diesen Worten ließ der Kardinal ein kleines auf rosenfarbenem Papier geschriebenes Briefchen in die Hand seiner Nichte gleiten, die ihn mit zweifelndem Blick betrachtete.

„An den König?" sagte sie stockend.

„An den König," bestätigte Mazarin, „ich hoffe, das Billet wird ihn von seiner Passion heilen, und meine schöne Olympia wird nie wieder Ursache haben,

auf ihre Schwester eifersüchtig zu sein. Sie werden den Pagen genau instruiren."

„Lassen Sie das meine Sorge sein, Eminenz," erwiederte Olympia mit blitzendem Auge, dann ihn spähend betrachtend setzte sie hinzu: „Eminenz spielen dennoch Komödie! Sie vertheilen die Rollen, aber wir kennen das Ganze nicht. Bitte schön, Oheim Eminenz, lassen Sie mich einen kleinen Blick in das Konzept thun."

„Man könnte zu übermüthig werden, meine schöne Nichte," sagte er galant.

„Und im entgegengesetzten Fall auch leicht zu unsicher, Eminenz. Die Komödie könnte ja auch tragisch enden. Sollte Oheim Eminenz den Fall vergessen haben, daß die Prinzessin von Savoyen sich zu seiner Gegnerin erklärt, daß ihr Sieg unsern Einfluß kreuzt und uns Alle wieder in das Elend stürzen kann? Wäre es dann nicht eine Verblendung, ein Fluch, ja schlimmer ein Fehler, diese Brautschau, diese Wahl einer fremden Fürstin veranlaßt zu haben? Sehen Sie, in diesem Punkt ist mir Ihre Politik dunkel und Ihr Geheimniß unauflöslich."

In diesem Augenblick ertönten Pauken und Trompeten von fern. Ein fernes Brausen wie tausendstimmiger Jubel durchwogte die Luft. Jetzt wurde es

auch in der Straße lebendig. Man hörte Wagen rasseln, Reiter traben und das Laufen und Rufen einer erwartungsvollen Volksmenge.

Olympia eilte an das Fenster und versuchte die geschlossenen Jalousieen zu öffnen.

„Nicht an die Fenster!" rief Mazarin gebieterisch. „Es bleibt dabei, wie ich angeordnet. Alle Jalousieen bleiben geschlossen diesen Morgen!"

„Aber Sie sind grausam, Oheim."

„Wäre meine Nichte Olympia so weise, als sie schön ist" — erwiederte Mazarin mit leichtem Spott, „so würde ich sagen: Mazarin ist gewohnt, nur dann zu siegen, wenn Alles verloren ist. Sollte ich wirklich noch verborgene Absichten haben, so würde ich diese Prinzessin schwerlich fürchten. — Deßhalb können Sie unbesorgt sein, meine schöne Olympia, diese Coeur-Dame ist im Spiel mit eingerechnet, aber Coeur ist nicht Trumpf — wenigstens nicht bei Mazarin. Ich höre, der Zug kommt näher. So viel ich weiß, ist heute Abend ein Ball angesagt bei Hof. Wir werden diesen Ball ignoriren, wenigstens befehle ich Ihnen, keine Einladung dazu anzunehmen, wenn man es belieben sollte. Ich will keine Auftritte, vor allen Dingen keine Auftritte. Nöthigenfalls also empfehle ich Krankheit vorzuschützen. Ich hoffe, Sie verstehen

mich, Olympia, für jetzt Gott befohlen, meine schöne Nichte. Der Himmel nehme Sie in seinen Schutz. Ich habe Eile."

Und ohne weiter die Antwort oder die Einwendungen der Gräfin abzuwarten, verließ der Kardinal das Zimmer. Seine Eile hatte gleichsam etwas Unbesonnenes. Er ging und ließ die Chatouille mit seinen Briefen, sowie das geheimnißvolle rothe Buch mit den Epigrammen offen liegen — oder war es vielleicht absichtliche Nachlässigkeit? —

Die schöne Oympia stand noch lange nachdenklich, den Arm auf die hohe Lehne des Sessels gestützt. Ihre Augen blitzten bald wie von seltsamen Entschlüssen, bald eilten sie unstät an den Gemälden und Bildwerken des Zimmers entlang, als fänden ihre Gedanken keinen sicheren Anhaltspunkt mehr.

„Was soll ich davon denken, was soll ich davon denken," grübelte sie. „Diese schlaue Eminenz meint offenbar ganz etwas anderes, als sie mir zu sagen beliebt, wie es ja die Gewohnheit der Diplomaten ist. Setzt er wirklich noch Hoffnungen auf mich —? Den Einfluß beim Könige noch nicht zu verlieren — ihn an uns gekettet zu halten — o, er würde sich dennoch deutlicher erklärt haben. Heute ist Brautschau und morgen vielleicht schon Verlobung, dieß Spiel ist ver=

loren! Seltsam — und doch trug er nicht die Miene Eines, der verliert. Also dennoch Maria, dieses saloppe Tugendspiegelein — eine neue Art von Cendrillon, die noch mit ihrer Häßlichkeit kokettirt, weil sie sich einbildet, geistreich zu sein — einbildet, einen König zu erben, der zu diesen Füßen lag. O nein, Sire, o nein, Sire, so enden wir nicht, so nicht. Habe ich auch Ihr Herz verloren, um die Herrschaft müssen wir noch einmal kämpfen. Zwar hier gilt es gegen Savoyen, und einer Fremden gegenüber müssen wir Schwestern verbündet sein, ich will nicht an Marien denken, ich will nicht. Einstweilen muß ich sie sogar unterstützen, wenn nicht der Kardinal noch etwas Besonderes ausgedacht hat."

Es ist hier vielleicht die Stelle, einige Andeutungen einzuschieben. Giulio Mazarini war bereits seit fünfundzwanzig Jahren der allmächtige Minister Frankreichs, welcher alle Gewalt in seiner Hand vereinigte. Zweimal hatte er den Verschwörungen seiner Gegner, die unter dem Namen der Fronde bekannt sind, weichen müssen, und seine Vertreibung hatte einmal sogar drei Jahre gedauert, allein stets war seine Macht nach jenen Angriffen stärker geworden. Fünf Jahre nach seiner Erhebung ließ er die Kinder seiner beiden Schwestern von Rom nach Paris kommen, das erste Mal

eine Tochter der Wittwe Martinozzi und zwei Töchter der Signora Mancini. Sie wurden bei ihrer Ankunft in Frankreich wie Prinzessinnen empfangen und erhielten die Marquise von Senecé zur Gouvernante, dieselbe, welche Erzieherin Ludwig's XIV. gewesen war. Anna Maria Martinozzi und Laura werden als sehr schön gerühmt. Die dritte Nichte Olympia erfüllte diese Erwartungen erst später. Alle drei wurden im Palais Royal, wo Mazarin damals mit der Königin Anna und dem ganzen Hof unter einem Dache wohnte, auf gleichem Fuß mit dem König erzogen. Laura Mancini heiratete mit fünfzehn Jahren den Herzog von Mercoeur, und Anna Maria Martinozzi den Prinzen von Conti.

Später, im Jahre 1656 — also zwei Jahr vor unserer Erzählung — ließ Mazarin noch zwei Töchter Mancini und die jüngere Martinozzi nachkommen, abermals ein Ereigniß für den Hof und ganz Paris. Laura Martinozzi heiratete den Herzog von Modena, Hortensia Mancini später den Herzog von Mazarin und Marianne Mancini den Herzog von Bouillon.

Bei den Aufläufen und Unruhen der Fronde wurden die drei ersten Nichten durch Parlamentsbeschluß aus Paris verwiesen und die Schmähungen der Pamphletisten kannten keine Grenzen. Die Ge=

schichte Mazarin's selber und der übrigen Nichten hier auszuführen, liegt außerhalb des Rahmens dieser Erzählung. Schließlich sei noch erwähnt, daß Mazarin's Vater, Pietro Mazarini, im Jahr 1654, seine Schwester, die Signora Mancini, in Paris 1656 starb. — Die Reise nach Lyon fand im November 1658 statt.

Der feierliche Zug war indeß mit wachsendem Tumult näher und näher gekommen. Kanonenschläge donnerten von den Wällen der Stadt und lautes Trompetengeschmetter übertönte den Zuruf der Volksmassen, die sich auf Straßen und Plätzen drängten, um die gefeierte Prinzessin zu sehen, die voraussichtlich zur künftigen Königin von Frankreich erkoren war.

Olympia lauschte durch die Spalten der Jalousieen, aber sie vermochte nichts zu erkennen. Unwillig trat sie zurück und zufällig flog ihr Auge über den Schreibtisch des Kardinals. Ueberraschung malte sich in ihren Zügen — wie? — da waren seine Briefe, sein rothes Buch, seine „geheime Apotheke" — sagte er nicht — es existirten Epigramme auf die Prinzessin von Savoyen, doch es wäre gefährlich — es wäre ein Verbrechen, wenn — vor allen Dingen muß ich sehen und lesen, schönen Dank, Oheim Eminenz, für diese Gunst!"

Sie blätterte emsig in dem rothen Buche. Es war eine ganze Sammlung von mehr oder weniger witzigen Epigrammen, wie sie unter dem Titel von Mazarinaden auf den Kardinal und seine Nichten von den erbitterten Gegnern schon seit der Fronde ausgestreut wurden. Doch nicht alle waren sarkastisch, viele derselben waren feine, bisweilen auch plumpe Schmeicheleien, mit denen die Hofpoeten und offiziellen Berichterstatter auch in jener Zeit stets freigebig waren. Olympia's Züge überflog ein heller Strahl, als sie nachstehende Verse las:

. . . . La nymphe Mancine
Fort bien vêtue à la Christine
D'une Amazone avait les traits
Parmi ces célestes attraits,
Qui font que sous son bel empire
Maint cœur d'importance soupire.

Die Verse hatten einst ihr selbst gegolten und sie spielten auf den Besuch der Königin Christine von Schweden an, deren energisches Wesen Olympia völlig bezauberte, zumal Christine unverholen sich für die Vermählung des Königs mit Olympia aussprach. In Folge dieser Empfehlung legte Olympia aus Entzücken sogar dasselbe Kostüm der Schwedin, den Reitrock und den Mannsrock an.

„Es waren schöne Zeiten," seufzte die Leserin,

„und doch haben alle diese Mittel nichts geholfen.“ Sie blätterte rasch weiter, ohne sich bei der Lektüre zahlreicher anderer minder liebenswürdiger Verse aufzuhalten. Ganz am Ende fiel ihr ein loses angeheftetes Blatt in die Hand. Olympia las und mußte laut auflachen.

„Ah ohne Zweifel, dieß ist das richtige — wahrlich ein Pfeil, eine Nadel in Gift getaucht. Diese Nadel stehle ich Ihnen, Oheim Eminenz, ich fürchte immer, Sie machen doch noch einen unbesonnenen Streich oder lassen sich die Fäden entschlüpfen, wenn wir Ihnen nicht zu Hülfe kommen. Wie wär's, wenn ich — war nicht die Aeußerung Mazarin's, es wäre nicht auszudenken, was daraus entstände, wenn dieser Pfeil — — zu seinem Ziel gelangte — sagte er nicht, daß vielleicht noch mehr Abschriften existirten, und daß es unsere Schuld nicht wäre, wenn eine davon — — ah Oheim Eminenz, ich fange an, den Sinn Ihrer Reden zu verstehen, und weßhalb Sie die Chatouille mit dem kostbaren rothen Buch offen ließen. Sie sollen mit mir zufrieden sein. Olympia Mancini versteht auch stumme Aufträge zu deuten.“

Sofort lös'te sie das Blättchen, das nur mit einem Nadelstich angeheftet war, aus der interessanten Sammlung, faltete es zusammen und schloß es in eines der

zierlichen Couverts, die in einem Fache des Schreibtisches vorräthig waren. Dann wandte sie sich zu dem Ausgang des Zimmers, ohne dem Getümmel und Lärm auf der Straße weiter ihre Beachtung zu schenken.

In dem hohen dunklen Vorsaal kamen ihr mehrere Cavaliere entgegen. Es waren zuerst ihr Gemahl, der Prinz Eugen von Savoyen Carignan, Graf von Soissons — neben ihm schritt ein weißköpfiger alter Herr, etwa ein Sechziger, mit dem wir uns in der Folge noch öfter zu beschäftigen haben. Dieser Sonderling, der die Rolle eines kaustischen, derben, deutschen Bärenhäuters spielte, war kein anderer, als Karl IV., der Herzog von Lothringen. Dieser sonderbare Abenteurer, der in Paris wie unter dem Zelte lagerte, hatte Zeitlebens nur die Laufbahn eines Condottiere geführt. In der Luft des dreißigjährigen Krieges aufgewachsen, hatte er auch das Kostüm jener Epoche beibehalten. Wie manche süddeutsche Adelige heute mit der Joppe und dem Filzhut mit der Spielhahnfeder kokettiren, so schritt er im Elennskoller und rehfarbenen Sammetwamms. Auf dem breitkrämpigen Hut mächtige Federn, um die Hüfte das breite Schlachtschwert mit schnallenreichem Riemenwerk, an den hohen weiten Stulpstiefeln große Sporen, und an den Händen die alten Reiterhandschuhe — so bot dieser alte

Haudegen einen kräftigen Kontrast zu den geschniegelten französischen Herren, und ebenso stand der Cynismus seiner Redeweise mit seiner Erscheinung im Einklang. Wir werden später noch mehr von diesem alten »miles gloriosus« hören, der, von Richelieu's Politik bedrängt, Lothringen endlich preisgegeben, nachdem er es mehreremale verloren und wiedererobert hatte. Indessen muß schon hier der Erzähler eine Verwahrung vorausschicken. Die komische Figur dieses alten Herzogs ist keineswegs eine frei gewählte; bei der Gespanntheit heutiger nationaler Beziehungen und Empfindlichkeiten würde dieß — vor einem deutschen Publikum sogar ein grober Fehler sein und den Verfasser in den Verdacht antipatriotischer Tendenz bringen. Nichts lag ihm ferner und er würde lieber eine neutrale Figur an diese Stelle gesetzt haben, wenn er die Achtung vor der historischen Quelle hätte bei Seite schieben können — vor der Quelle, welche diesen alten Herzog in noch weit derberen und bedenklicheren Zügen zeichnet.

Der Graf von Soissons und die übrigen Cavaliere stachen gegen ihn ab, wie die Söhne des Gutsherrn von einem alten Bauer. Alle Herren waren in lebhafter Unterhaltung.

„Der Hof ist herein!“ rief Soissons seiner Gemah-

lin zu und wiederholte ironisch den Ruf des Volkes: „Es lebe Prinzessin Margarethe!“

„Ja, beim Bucephalus, Frau Herzogin,“ rief Lothringen, der es liebte, beim Roß des großen Alexander zu schwören, „es war eine heiße Bataille. Er kam, er sah und siegte, wie Cäsar.“

„Es fragt sich,“ wandte Soissons ein, mit einem Seitenblick auf seine schöne Frau, „ob er nicht dießmal der Besiegte ist; aber es wäre eine Ehre — solche Niederlage, denn sie ist ein Engel.“

Man war in das Zimmer, welches die Gräfin so eben verlassen, wieder eingetreten. Olympia konnte ihres Staunens und Unmuthes kaum Herr werden.

„Wo blieben Sie denn, meine Gnädigste?“ fuhr sie fast mit brüskem Tone Lothringen an. „Ich sage Ihnen, ich habe viele Schneegänse von dunkelblauem Blut gesehen, aber dieses Murmelthierchen aus Savoyen übertrifft sie alle. Sie wissen, wie ich von den Frauenzimmern denke, aber wo steckt denn mein kleines Hühnchen, Maria? Noch nicht sichtbar, was? — ich sage Ihnen, ein süperber Aufzug, man sieht so etwas nicht alle Tage, zumal in diesen faulen Friedenszeiten. Man muß sagen, die alte Madame von Savoyen versteht's, mit dem Handwerk zu klappern und zu imponiren. Vor ihrer Sänfte zwölf Pagen schwarz mit Gold und

ein Bataillon Garde, dann zehn Wagen sechsspännig — ich sage Ihnen reine andalusische Rasse — ich verstehe mich etwas darauf, meine Gnädigste; achtzig bis neunzig — was sage ich, zweihundert bis dreihundert Pferde können es gewesen sein, die Maulthiere ungerechnet. — Aber Sie haben mir noch nicht geantwortet, wo steckt das gnädige Fräulein, mein Lämmchen, Maria — immer noch in den Federn, unglaublich! — o die Pferde hätte sie sehen müssen, pur sang, reine andalusische Rasse, langmähnig, Farbe wie die Rehe, Hälse wie die Schwäne, und ein Feuer sage ich Ihnen — ein Feuer, beim Bucephalus! — o dieß Andalusien — waren Sie einmal in Andalusien, meine Gnädige?"

„Man ist es, wenn man Ihnen zuhört, Herr Herzog," spottete Olympia, — „und der König? — mein Gemahl, bitte, erzählen Sie —"

Soissons nahm den Faden auf, da der tapfere Herzog von Lothringen offenbar von den Maulthieren und Pferden nicht weiter kommen konnte.

„O der König — ich habe ihn niemals so ritterlich gesehen, wie heute. Sie wissen, der Hof war bis zum Weichbild der Stadt hinausgefahren. — Sie können sich denken, mit welcher Ungeduld wir seit zwei Stunden schon warteten, als plötzlich die Kavalkade auf der Höhe erschien. Wir waren ziemlich gut situirt und konnten

Alles vortrefflich sehen. Der König war am Ungeduldigsten; kaum erschienen die Wagen, als er allein ihnen entgegenritt, bis an die Sänfte der Madame royale. Er blieb sehr lange im Gespräch mit den Damen. Auf einmal drehte er um, und kam im vollen Galopp zurück. Er ritt sogleich an den Wagen der Königin. Er leuchtete und strahlte wie ein Frühlingsmorgen. — Nun, mein Sohn, fragte die Königin sogleich — O, antwortete er, sie ist noch kleiner als die Frau Marschallin von Villeroy, aber sie hat den zierlichsten Wuchs von der Welt — sie hat einen olivenfarbenen Teint, aber das steht ihr gut, sie hat schöne Augen, sie gefällt mir. Nachher kamen sie selbst. Große Ceremonie, große Vorstellung. Die Frau von Savoyen fiel der Königin um den Hals und küßte ihre Hände, sie muß gut instruirt sein, denn das heißt die Sechzigjährige bei ihrer empfindlichsten Schwäche fassen —"

„Und der König?" fragte Olympia, abermals mit flammendem Auge und bebender Brust.

„Von diesem Augenblick an ritt er ununterbrochen an ihrer Sänfte. Haben Sie gar nichts gesehen? Welcher sonderbare Einfall, die Jalousieen zu schließen, aber ich begreife. Ich ritt später auch an die Sänfte der Prinzessin — sie schien höchst glücklich über ihren

ersten Erfolg und plauderte mit ihrem Zukünftigen auf die vertraulichste Weise. Auch der König schien Geschmack an ihrem Geist zu finden und gab ihr eine Schilderung der pariser Zerstreuungen zum besten. — Als er hier vorüber kam, sah er einen Moment empor und runzelte die Stirn — Sie kennen ja seine Art. Es scheint ihn doch gereizt zu haben, daß der Kardinal gleichsam seine Augen zudrückte."

„Wir sind verloren," rief Olympia, die bei dieser Schilderung ihre Fassung abermals vollständig verlor.

„Und er wird gerettet sein!" tönte eine sonore herrliche Frauenstimme. Es war Maria Mancini, die auf den weichen Teppichen ungehört in das Zimmer getreten und Zeuge der letzten Worte gewesen war. Ihr Aussehen war heut ungewöhnlich bleich und übernächtig. Sie hatte sich ganz in Schwarz gehüllt, als traure sie um einen Gestorbenen. Ihre festen, klassisch geschnittenen Züge und ihr Auge hatten einen Ausdruck von Ergebung und Resignation, wie er nur nach heftigen Kämpfen und Stürmen erscheint.

Die Schilderungen, welche von Zeitgenossen dieser Heldin unserer Erzählung vorhanden, sind sehr widerspruchsvoll: Maria Mancini stand ziemlich im gleichen Alter mit Ludwig XIV.; ihre Erziehung war im Kloster der Nonnen von Chaillot vollendet worden, wo

sie nach ihrer Ankunft in Frankreich zwei Jahre geblieben. Als Mazarin sie aus dem Kloster nahm, um dem König Gespielinnen zu geben, war ihre Erscheinung keineswegs eine vortheilhafte. Nach dem Urtheil der Frau von Motteville war sie groß, aber so mager, daß auf ihrem Halse und ihren Armen gar kein Fleisch zu sein schien, und außerdem braun und gelb. Ihre großen, schwarzen Augen, sagt man uns, fährt sie fort, die noch ohne Feuer waren, hatten etwas Rauhes, ihr Mund war groß und flach, und ohne ihre schönen Zähne konnte man sie geradezu häßlich nennen. — Mit diesem unvortheilhaften Bilde der neuen Helene steht die Schilderung, die man einige Jahre später von ihr macht, im vollkommensten Gegensatz. Wir werden die Ereignisse erfahren, die dazwischen lagen und sie so total verwandelt hatten. „Das große, gelbe, magere Mädchen, heißt es, hatte sich sehr geändert. Die Hofluft, der Putz, der Wunsch zu gefallen, vielleicht auch eine verschwiegene Liebe hatten sie ganz umgewandelt. Sie hatte üppigere Formen und größere Anmuth bekommen; in ihrem zugleich energischen und doch sanften Blicke spiegelte sich eine tiefe, charaktervolle Seele. Ihre Züge hatten zwar mehr Ausdruck als Adel, aber im Ganzen war sie ein schönes Mädchen.“ — Damit im Einklang stehen die Portraits,

die uns geblieben sind und wovon im oberen Korridor des Schlosses zu Versailles ein vortreffliches noch heute zu sehen ist.

Kaum war sie eingetreten, als sich auch der Herzog von Lothringen ihr sofort näherte, um gleichsam die Rechte eines alten Hausfreundes und Vertrauten geltend zu machen.

„Wie steht's, mein weißes Lämmchen?“ sagte er mit soldatischer Derbheit, „mir ist dieser Tag beinah so lieb als jener, wo wir im Kriege Dings da stürmten! Ein verfluchtes Nest, sage ich Ihnen, hatte mir viel brave Leute gekostet und noch bessere Pferde, aber sie haben es zahlen müssen. Und mit den Weibern ist es wie mit den Festungen, und besonders hier, meine Schöne. Je toller es kommt, desto besser für uns. Ich bemitleide Sie heute nicht, ich gratulire, mein Hühnchen, ich gratulire. — Aber Sie scheinen im Ernst nicht recht auf dem Zeuge zu sein? — mag sein, die Luft ist etwas rauh in Lyon.“

„Und die Cavaliere geben sich Mühe, desto wärmer zu sein,“ sagte Marie mit gutmüthigem Scherz, und sie reichte ihre kleine Hand dem weißen Bären, wie einem alten treuen Vetter, der unsere geheimen Sorgen und Kümmernisse kennt.

Und der alte Vetter wußte die Vorrechte auszu-

beuten, die sich seine barsche, rauhe Seemannsart erworben hatte. Er führte Maria bei Seite in eine der tiefen Fensternischen, und er strich sich den grauen Bart, bevor er mit wichtigem Tone begann:

„Mein weißes Lämmchen, ich muß heut endlich ein offenes Wort mit Ihnen reden — frei von der Leber weg, sagt man bei uns. Ich bin kein Bärenhäuter, vor dem Sie sich zu fürchten brauchen, denn mein Text wird lieblich und wohllautend sein, wie es Mädchenohren gerne hören.“

„Wahrscheinlich wieder von Ihrem unvergleichlichen Herrn Neffen,“ sagte Maria Mancini, und ein Lächeln überflog ihre schönen Lippen.

„Getroffen, mein Hühnchen, getroffen! Es ist ein Blitz- und Wetterjunge, mein Neffe, ich hab keinen Erben weiter, als ihn; sollte meinen, daß Sie schon von ihm gehört haben — Ihr Oheim Kardinal hat ein Steinbild in seinem Palast — ich glaub, sie nennen ihn den heiligen Anton oder Antonius oder Antinous, beim Bucephalus, ich bin bei den Heiden nicht zu Hause, aber so sieht mein Neffe aus — schön wie ein junger Gott. Die Frauenzimmer am Rhein und jenseit des Kanals sind alle des Teufels, wenn er dort ist — Anträge nicht zum sagen, aber er verschießt sein Pulver nicht. Er hat Sie einmal gesehen, ich

glaube im Lager an den Dünen. Seitdem ist nichts mehr mit ihm anzufangen! Er ist ein reiner Narr geworden. Maria Mancini hat's ihm angethan. Ich glaube, er hat alle Buchstaben vergessen bis auf das M; denn das schneidet er in alle Bäume mit seinem Dolch, es ist eine Schande, meinen ganzen Park hat er mir ruinirt, sein Brod schneidet er zickzack in M, und beim Dessert den Käs ebenso, sein Halstuch bindet er als M und item seine Schärpe — ich sage Ihnen, er hat den Verstand verloren, und es gibt nur einen Arzt auf der Welt, der ihn kuriren kann. Ich hab's ihm versprochen, als alter Onkel, diesen Ritt zum Arzt zu machen, und g'rad heraus also: ich bin der Freiwerber. — Wir wollen Sie heirathen!"

„Zum wievieltenmale wohl singen Sie dieß Lied?" sagte Maria, und dem Ton ihrer Stimme nach schien sie diesen Antrag so leicht zu nehmen, als handle es sich um einen Scherz.

„Spotten Sie nicht, mein Schäflein, spotten Sie nicht. Wir wollen Sie nicht bloß heirathen, wir wollen Sie retten. Dieß Frankreich, dieß Paris, ist ein gottloses Babel, ein Sodom und Gomorrha, eine Schlangenhöhle, ein Wolfszwinger, eine Teufelskaserne gegen die Unschuld und Tugend. Wir wollen Sie befreien! Was sagen Sie, wollen Sie unsere Braut sein?"

„Ich danke Ihnen, Herr Herzog," sagte Maria, „ich habe wohl gelesen und erlebt, daß man Vermählungen per procura vollzieht, aber Erklärungen und Werbungen per procura wären etwas Neues. Einstweilen bin ich wohl noch im Stande, mich selbst gegen die Gefahren zu schützen, die Sie mit so lebhaften Farben malen."

„Bei der Sache geblieben! bei der Sache, mein Engel! Worauf warten Sie denn eigentlich sonst noch? Heute Abend verlobt sich der König, das ist abgemacht. Sie standen ihm nahe, man sagt, Sie waren seine Freundin, desto ehrenvoller für uns, denn Sie haben sich nichts vorzuwerfen. Aber hegen Sie keine Erwartungen mehr. Geben Sie die nutzlosen Träume auf. Denken Sie an das Mögliche! Ich bin ein alter grauer Sünder! Manches in meinem Leben könnte anders sein, aber dießmal spreche ich im Namen der Moral und Tugend und Ehrbarkeit, und biete Ihnen die Hand, Sie aus dem Abgrund zu ziehen, wenn Sie Courage haben. So, das hab ich Ihnen sagen wollen, ich glaub heut ein Recht dazu zu haben!"

Maria schlug ihr großes dunkles Auge zu ihm auf. „Seltsame Ausflucht," sagte sie mit träumerischem Sinnen, „muß man denn durchaus vermählt werden, um geret-

tet zu sein? — Ich bin eine Fremde in diesem Lande, und trotz meiner Jugend blieb mir eine Welt voll Erinnerungen. Sollte ich hier verloren sein, dort tönt ein unvergessenes Lied aus der Heimat. Ich denke, es gibt noch andere Rettungen."

„Um des Himmels willen, mein Fräulein, Sie wollen doch nicht etwa — Sie denken an den Schleier! Daraus wird nichts, mein Schäfchen! Dazu sind Sie nicht bloß zu schön, auch zu klug. Solche schwarzen Augen kann das Kloster nicht brauchen! Nein, meine schöne Maria, das müssen Sie mir versprechen, feierlich versprechen, keinen solchen Schritt — sonst Alles, nur nicht in das Kloster — dann will ich zufrieden sein für heut, hier ist meine Hand!"

Und ehe sie es verhindern konnte, hatte der edle Herzog das Händchen der schönen Italienerin ergriffen und drückte es an seine Lippen und den stacheligen weißen Bart.

„Sie sind wahrlich ein bescheidener Mann — aber ich erinnere Sie, daß ich nichts versprochen habe," sagte Maria mit würdevollem Ernst, und doch zugleich ergötzt von der biderben, etwas rücksichtslos dreinfahrenden Art des Alten.

Inzwischen hatte Olympia mit ihrem Gemahl ein anderes Gespräch, das wir nicht übergehen dürfen.

Der Prinz Eugen von Carignan Savoyen war — um auch von ihm einige Worte zu sagen, als ein Muster von Ehemann gepriesen, ein Ruhm, der bei den frivolen Nachbarn jenseit des Rheins bekanntlich zweideutig ist. „Man hat diesen guten Herrn etwas lächerlich gemacht," sagt der Historiker, „indem man von ihm erzählte, er sei eines Tages ganz erstaunt gewesen, daß er Prosa mache, und Molière habe von ihm dieß drollige Wort für seinen Herrn Jourdain entlehnt. Doch hatte man diesen Ausspruch gewiß schon manchem Andern in den Mund gelegt." Er wird als tapferer Soldat gerühmt, als welcher er sich in der Schlacht bei den Dünen unter Turenne vortheilhaft auszeichnete, und wenn es wahr ist, daß das Tüchtige nimmermehr vom Untüchtigen stammen könne, so ist sein großer und berühmter Sohn, der Prinz Eugen von Savoyen Zeugniß genug, daß sein Vater kein so unbedeutender Mann gewesen, wie die Medisance seiner Zeitgenossen aus ihm machen möchte.

Er hatte seiner Gemahlin so eben die Einzelnheiten des Maskenballs mitgetheilt, der heute Abend im Hause des Schatzmeisters von Frankreich, wo der König wohnte, stattfinden sollte. Nach seinen Mittheilungen versprach das Fest „großartig" zu werden.

„O ja, großartig," erwiederte Olympia, „und Sie

erzählen uns das Alles, um unsere Folter zu vermehren. Können Sie sich vorstellen, daß der Oheim Kardinal uns auf das Strengste verboten hat, zu erscheinen oder irgend eine Einladung anzunehmen? — Ich hoffe, mein Gemahl wird als Mann und als Prinz seine eigenen Rechte durchsetzen und uns zum Balle führen. Es würde auch eine Beleidigung oder Demonstration gegen den König sein, um so mehr, da er, wie Sie selbst sagen, die Schließung der Jalousieen heute mißfällig bemerkt hat."

Der Graf von Soissons schien aber den Erwartungen seiner Gemahlin nicht sofort entgegen zu kommen. „Ist es der Fall," sagte er zögernd, „daß der Kardinal wirklich sein Veto eingelegt, — so würde ich doch kaum wagen. — —"

„Wohlan, so halten wir Maskenball bei uns," sagte Olympia mit plötzlicher Entschlossenheit. „Irgend eine Satisfaction müssen wir haben, und diese ist uns nicht verboten. Wir haben noch Freunde genug und im Nothfall nehmen wir die Dienerschaft zu Hülfe. Will der Oheim Eminenz einmal eine Demonstration, so soll sie auch vollständig werden!"

„Dagegen wird nichts einzuwenden sein," erwiderte Soissons mit unterwürfiger Miene.

„Stellen Sie sich vor," fuhr Olympia fort, „der

Kardinal hat sogar Sorge getroffen — falls der König unser Haus wieder betritt, sich seinen Besuch in Zukunft zu verbitten — das ist doch stark!"

„Das ist kühn," meinte Soissons, „aber es gefällt mir nicht übel," und nachdem ihn Olympia von der Existenz des Briefes an den König unterrichtet — sagte er, „und wenn es darauf ankommt, so würde ich den Brief sogar selbst bestellen!"

„Wollen Sie das, o das wäre himmlisch!" rief Olympia, in deren erfinderischem Kopfe sofort ein neuer Einfall, eine neue kecke Idee blitzte; sie wollte nicht nur mit Gewalt die Aufmerksamkeit des Hofes beschäftigen und kleine Intriguen anzetteln, sie wollte auch für ihre eigene kleine Korrespondenz, die sie an den König im Sinn hatte, den rechten Boten schaffen. Einem Diener wagte sie sich nicht anzuvertrauen, und der Graf von Soissons war so närrisch verliebt in seine schöne Frau und zugleich so türkisch eifersüchtig, daß die bloße Aussicht, seine Gemahlin zu Hause zu behalten, ihn auf alle tollen Streiche der übermüthigen intriganten Dame eingehen ließ.

„Ich meine, wir könnten gleich eine kleine Probe machen," sagte lachend Olympia, „bitte, lieber Eugen, probiren Sie doch einmal die reizenden Pagenanzüge an, die ich habe machen lassen der neuesten Mode

halber à la Savoie schwarz mit Gold, ich möchte Sie gar zu gerne so sehen."

Und ohne weitere Einreden zu beachten, drängte sie den Gatten in den anstoßenden Raum. Willfährig, wie immer den Wünschen seiner schönen, jungen Gemahlin, fand er dieß Begehren allerdings ein wenig possenhaft und übermüthig — allein seine heiße Leidenschaft für die reizende Olympia ließ ihn auch dieß Opfer seiner Würde bringen, ohne daß er ahnte, was seine Gemahlin im Sinne trug, welche ihrerseits wieder an Mazarin's Fäden agirte, ohne es zu wissen.

Vielleicht wäre die Faschingsidee Olympia's doch nur ein Einfall ohne Wirkung geblieben, wäre nicht ein Zufall zu Hülfe gekommen, der die Ausführung beschleunigte und ihr ein unerwartetes à propos gab.

Kaum hatte Olympia den fügsamen Gatten entfernt, und kaum hatte die Gesellschaft ihre Privatgespräche beendet und war nunmehr am Kamin versammelt, als die Thür sich öffnete und zwei Cavaliere in das Zimmer traten, um, ohne auf die Anwesenden zu achten, sofort zu den Fenstern zu schreiten und die noch immer geschlossenen Läden mit eigener Anschauung zu prüfen.

Es war Niemand anders als der junge König selbst, Ludwig, der Vierzehnte seines Namens; er kam

in Begleitung seines Vertrauten und lustigen Rathes, des Marquis von Bardes. Die unceremonielle Art seines Eintritts und sein ganzes Auftreten bewies, daß er längst in diesem Hause heimisch war und sich ohne Bedenken über die steifen Regeln des Hoflebens hinwegsetzen durfte; denn daß der Marquis von Bardes selbst ihm wie ein Bedienter zuvor die Thür öffnete und devot hinter ihm herschritt, konnte eher für die Karrikatur einer Ceremonie gelten, als diese selbst.

Ludwig stieß mit dem Knopf seiner Reitpeitsche an die Fensterläden, um sich zu überzeugen.

„Wahrhaftig geschlossen — alle Jalousieen geschlossen — ich habe es nicht glauben wollen — aber es ist die Wahrheit. — Was sagen Sie dazu, Bardes?“

„Davon heißen Sie Jalousieen, Sire — diese armen Fensterläden haben nur im Sinn ihres Namens gehandelt —“

„Sehr gut, Bardes, sehr gut!“ rief der junge König und wandte sich mit Ungenirtheit zu den anwesenden Damen. „Also ist es Thatsache, daß hier Niemand dem Einzug unserer hohen Gäste Aufmerksamkeit schenken wollte? Ich muß jetzt überzeugt sein, aber stark ist es! Was sagen Sie, meine Damen? Wer hat diese Maßregel angeordnet? ich wünsche es zu wissen, um so mehr, da ich sie,“ — und sein jugend-

liches Antlitz überflog ein gewinnendes Lächeln — „als eine Kriegserklärung auffassen könnte, wenn ich Neigung dazu hätte."

Diesen raschen Worten folgte ein langes Schweigen der Verlegenheit, denn Niemand hatte den Muth, den allmächtigen Kardinal vor dem jugendlichen König anzuklagen. Die Pause ward unerwartet durch Olympias Eintritt unterbrochen, die allmälig die Sachlage errieth. Ihre Kühnheit und ihr Uebermuth, der jetzt bereits im Stillen triumphirte, daß der König so rasch wieder das befreundete Haus des Kardinals und seiner Nichten betrat, mit denen er so reizende Stunden in Spiel und Geplauder verlebt hatte: ihr Uebermuth schloß die Augen vor jeder Rücksicht, und mit naiver Keckheit redete sie sofort den König an —

„Natürlich kommen Sire ausschließlich deßhalb, um sich von dem Zustande unserer Fensterläden zu überzeugen. O diese Sorge ist eines Hausvaters seiner Nation so würdig, daß sich andere Monarchen ein Muster daran nehmen dürften."

„Madame von Soissons sind heut sehr — launig," sagte Ludwig mit leichtem Stirnrunzeln, indeß seine Lippe lächelte. „Allein Sie werden kaum läugnen wollen, daß diese Art von Demonstration gegen Savoyen nicht unbemerkt blieb und verschiedene Deutungen erlaubt."

„Unter andern vielleicht die Deutung, Sire, daß Mazarin's Nichten etwa verwöhnt waren — O nein, Sire. Unsere Neugier und unser Interesse für die Prinzessin würde sich eine so harte Entsagung niemals auferlegt haben, ebensowenig wie unsere Aufrichtigkeit, mit welcher wir unsere devotesten Glückwünsche darbringen. Für die Erklärung dieser — Maßregel dort werden Sire eine höhere Instanz befragen müssen, denn es war der ausdrückliche Befehl des Kardinals selbst."

„Mazarin's?" rief Ludwig überrascht — „das ist doppelt unerklärlich. Was sagen Sie, Maria?"

Maria verbeugte sich und eine tiefe Röthe stahl sich über ihr schönes, ausdrucksvolles Antlitz — aber es war nicht die Röthe jungfräulicher Verlegenheit, sondern der Indignation, daß der junge Fürst — nachdem er kaum von seiner zukünftigen Lebensgefährtin Urlaub genommen, sofort bei seinen alten Jugendfreundinnen erscheinen konnte, als sei an den Empfindungen derselben über die bevorstehende Entscheidung durchaus nichts gelegen.

Der König mußte seine Frage wiederholen, da Maria unfähig war, zu reden.

Endlich ermannte sie sich und erwiederte mit leisem

Tone: „Sie sind bald Bräutigam, Sire, auch ich bringe meine aufrichtigsten Glückwünsche dar.“

„Eine sonderbare Antwort auf meine Frage,“ sagte Ludwig etwas ungeduldig.

„Doch nicht, Sire,“ warf Olympia ein. „Ihre Erscheinung ist heute eine doppelt interessante, denn Sire halten die Rolle eines Bräutigams bei weitem origineller und freier, als sie sonst in Tragödien und Komödien vorgeschrieben ist. Und dieß erweckt immer Bewunderung. — Sicherlich,“ fuhr sie mit etwas schärferem Tone fort, als sie bemerkte, daß Ludwig sie nicht verstehen wollte, „sicherlich haben sich Sire nur einem Impuls der Großmuth und Unabhängigkeit hingegeben, als sie noch in der ersten Stunde der Bekanntschaft die fürstliche Braut im Stiche ließen, um den alten Freundinnen einen liebenswürdigen Beweis zu geben, daß sie nicht vergessen seien.“

Olympia suchte auf diese Weise die geheimnißvolle Anziehungskraft, welche Mazarin's Wohnung auf den König ausübte, auf ihre Rechnung allein zu setzen, und in diesem Sinn auszubeuten — eine Verwerthung, die keineswegs nach dem Geschmack des jungen Herrschers zu sein schien.

Er nahm plötzlich den Marquis von Vardes bei Seite und trat in eine der Fensternischen.

„Lieber Vardes, ich habe einen kleinen Auftrag für Dich."

„Zu Befehl, Sire, wie immer."

„Uebernimm diese Zudringliche, die mich nicht zu Wort kommen läßt."

„Mit Vergnügen, Sire; allein ich stelle eine Bedingung!"

„Und diese wäre?"

Vardes zögerte einen Augenblick. „Es hat seine Schwierigkeiten, Sire. Man muß sich des Märtyrerthums versehen, soll man den Damen den Hof machen."

„Ah, ist es das," und der König lachte laut auf. — „Seitdem der lustige Vardes drei Tage lang im Keller der Frau von Roquelaure aushalten mußte, ist er weiberscheu geworden, denn Unbequemlichkeiten sind nicht nach seinem Geschmack. Indeß hoffe ich, mein lieber Vardes, Du wirst es hier bequemer haben. Der Graf von Soissons wird schon von selbst dafür sorgen, daß man zu keinem lästigen Versteckspiel kommt. Er wird Euch bewachen und gegen solche Hindernisse ist mein gefährlicher Vardes niemals ein Poltron gewesen, wenn ich ihn recht kenne."

„Parbleu, Sire", erwiederte der gefeierte Don Juan geschmeichelt, „wenn es darauf ankommt, ist es

freilich eine Ehrensache, und ich darf keine Einwendungen weiter machen." — Sofort wandte er sich zur Gräfin von Soissons und knüpfte ein Gespräch über den bevorstehenden Maskenball an, während der König sich zu Maria Mancini wandte.

„Ich hoffe, Sie kommen heute zur Soirée hinüber, theure Freundin," sagte er, indem er auf einen Sessel neben dem Kamin deutete und neben ihr Platz nahm. — „In Wahrheit, ich kam eigentlich nur, um mich dieser Hoffnung zu versichern trotz aller Demonstrationen des alten sauertöpfischen Kardinals."

Mariens Gemüth war in einem seltenen Zustand. Ihre Stimmung war aus den widersprechendsten Gefühlen gemischt. Bitterkeit und freundschaftliche Theilnahme — Selbstverleugnung und tiefe Trauer des Herzens rangen um die Oberhand, doch das konventionelle Zartgefühl, der weibliche Takt, der jeden heftigen Auftritt vermeidet, behielt das Feld.

„Sire," erwiederte sie nach einer Pause, „meine Schwestern mögen tanzen — ich werde, ich weiß noch nicht, was ich thun werde; sie nennen mich zum Spott Cendrillon, vielleicht paßt diese Rolle heute besser für mich, als jede andere, ich werde lesen, wenn nicht Linsen, doch Corneille, und wenn mir nicht die Tauben dabei helfen, so werden mich die Flügel der Er=

innerung umschweben und in das Land meiner glücklicheren Jugend tragen."

„Ah, Cendrillon auf moderne Art!" lachte Ludwig, „aber Sie vergessen, Maria, Cendrillon ward von einer Fee dennoch zum Ball geführt. Soll die Prinzessin von Savoyen selbst Sie dazu abholen, wer weiß, sie würde mir den Wunsch vielleicht nicht abschlagen — denn Scherz bei Seite, es ist mein ernster Wille, Ihnen die Prinzessin vorzustellen und Freundschaft zwischen Ihnen zu stiften."

Maria ließ einen tiefen, durchdringenden Blick auf dem übermüthigen, jungen Fürsten ruhen und sagte dann: „In Rom, Sire, war es Sitte, die Gefangenen vor dem Triumphwagen aufzuführen, ist es auch heute edel, Sire, seine Trophäen gegenseitig vorzuführen, zumal wir noch nicht wissen," setzte sie lächelnd hinzu, „wer der Triumphirende ist, ob Sie, Sire, oder vielmehr die Prinzessin von Savoyen; dann könnte Ihnen Ihr Edelsinn theuer zu stehen kommen — doch auch im Ernste, Sire, ich fürchte, heute wenig zu einem Feste zu passen."

„Immer noch dieser Trübsinn, Maria, seit wann sind Sie denn diese kleine Menschenfeindin geworden? Was wollen Sie — Sie sind unabhängig; dagegen sind wir Könige doch weit übler daran. Sie können die Menschen

beurtheilen, beobachten, sie dürfen Grund behalten, ihre Achtung vor ihnen zu bewahren. Wie schlimm dagegen geht es uns! Sage ich Ja oder sage ich Nein — so ist meine Umgebung nur das hohle Echo — ein mechanisches Puppenspiel. Wenn Eines von uns Beiden Recht hätte zum Menschenhaß, so hätte ich es allein, Maria. Sehen Sie, Sie sind noch die Einzige, die es zuweilen wagt, mir zu widersprechen. Das erfrischt mich, das imponirt mir, das habe ich nothwendig. Ich bitte Sie, sehen Sie sich diese Prinzessin von Savoyen an; prüfen Sie dieselbe aufmerksam, ich möchte sie um Lebens und Sterbens willen nicht heiraten, bevor ich Ihr Urtheil habe. Sie sind viel scharfsichtiger als ich. Sie kennen die Menschen und ich kenne nur Marionetten."

Olympia folgte trotz Bardes' unvergleichlicher Kunst, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, dennoch mit gesteigerter Spannung dem Gespräch des Königs mit ihrer Schwester. — Die alte Eifersucht regte sich von Neuem. Es ist unerträglich," sagte sie zu sich, „ich muß sie trennen! Mazarin's Brief soll seine Wirkung thun," und sie huschte auf einen Moment in das Nebenzimmer, um ihren Gemahl, der sich als Page kostümirt hatte, zu instruiren. Gleich darauf erschien sie wie-

der und nahm dem jovialen Herzog von Lothringen die Pein ab, von Bardes gehänselt zu werden.

Maria Mancini sah sich von dem sonderbaren Begehren des Königs mehr und mehr in die Enge getrieben. Sie wußte Anfangs nicht, was sie auf seinen souveränen Wunsch antworten sollte. „Es ist das eine gefährliche Aufgabe, Sire,“ sagte sie endlich, „und eine starke Versuchung, die Wahrheit nicht zu sagen. Sie wissen ja, Sire, die Frauen sind nicht die billigsten Richterinnen über einander.

„Ich muß Ihnen etwas in das Ohr sagen, Maria,“ erwiederte Ludwig. „Es ist ein Staatsgeheimniß. Sehen Sie, alle Welt hält mich für lustig und doch bin ich in einer verzweifelten Stimmung, die ich selbst nicht verstehe. Mir ist diese olivenfarbige Dame aus Savoyen, genau genommen, ganz gleichgültig, aber die Königin, meine Mutter, und Mazarin bestehen darauf und lassen mir keine Ruhe. Was soll ich machen? Ich spiele keine beneidenswerthe Rolle. Ich kann mich doch nicht Hals über Kopf verlieben, weil man die Landstraßen mit großem Pomp unsicher macht. Und wie ist das überhaupt möglich, plötzlich in Flammen zu gerathen, um der Staatsraison willen? Ich kenne ja diese fremde Dame noch gar nicht, vielleicht ist sie sehr liebenswürdig und sehr klug. Sehen Sie, wenn

sie Ihnen gefällt, Maria, wenn Sie mir sagen können, daß sie Herz und Geist hat, eh bien, so will ich Courage fassen und die Sache überlegen."

Ludwig war in der That ahnungslos, welche Qualen er mit diesen Worten der leidenschaftlichen Italienerin verursachte. Sein Verhältniß zu Maria Mancini, die, wie gesagt, fast in gleichem Alter mit ihm war, überschritt noch keineswegs das einer zärtlichen Freundschaft, die auf seiner Seite um so weniger den Namen der Liebe verdiente, als Ludwig's Zuneigung eine starke Beimischung von Anbetung, Respekt und sogar Furcht hatte. Ueber die Entstehung dieses Verhältnisses wird uns seine eigene Aeußerung näheren Aufschluß geben. — Sei dem, wie immer, jedenfalls erleichterten seine Worte Mariens Herz, da sie sah, daß von einer ernsthaften Leidenschaft des Königs zu der fremden Prinzessin noch keine Rede sei; indeß kannte sie den Gehorsam Ludwigs gegen seine Mutter und die Unterwürfigkeit unter den Willen Mazarin's zu gut, um sich ganz ihrer Sorge zu entschlagen. Einstweilen beschloß sie, von jeder Einmischung sich fern zu halten.

„Sire," erwiederte sie, „Sie stehen in der lachenden Sonne des Lebens, ich sitze im Schatten, und mein Auge sieht rings um sich her nur Dunkel. Wenn

ich unparteiisch bin, darf ich Ihr Schiedsrichteramt nicht annehmen, denn ich kann nicht beurtheilen, mit welcher Liebe Sie bereits das Herz der Prinzessin erfüllt haben. Mich dünkt, man läßt Sie bereits jetzt nicht aus den Augen."

Diese Bemerkung bezog sich auf einen Pagen, welcher im savoyischen Kostüm — schwarz mit Gold in das Zimmer getreten war, und dem Marquis von Vardes ein Billet, an den König adressirt, präsentirte. Maria war zu erregt, um in dem Pagen ihren gehorsamen Schwager, den edlen Grafen von Soissons, zu erkennen, der den vermeintlichen, ihm von seiner Frau übermittelten Brief Mazarin's um so lieber an seine Adresse beförderte, als auch er dadurch von einer Unruhe befreit wurde. Trotz seiner harmlosen Bonhomie, war es ihm nicht entgangen, daß seine Gemahlin Olympia unabläßig strebte, die verlorene Macht über den König wieder zu gewinnen; um so willkommener mußte ihm jener direkte Befehl Mazarin's sein, welcher den König auf immer aus seinem Hause entfernte.

Ludwig, mitten im Gespräche, nahm das Billet, und schob es uneröffnet in seine Brusttasche. Dann wandte er sich wieder zu Maria.

„Denke ich jenes Tages, Maria, da ich krank lag

in den Dünen, da die Aerzte mich bereits aufgegeben hatten, da Freunde und Getreue bereits sich um meinen Bruder drängten, als um meinen Nachfolger: — damals waren Sie es allein, die um mich geweint haben — die einzige, welche mir Theilnahme und aufrichtigen Schmerz zeigte. Seitdem, Maria, kann ich mir nicht denken, daß ich Ihre Freundschaft jemals verlieren könnte, oder daß jemals ein Tag im Leben käme, wo ich Ihres Rathes, Ihres Beistandes, Ihrer Nähe entbehren müßte."

Die Veranlassung, auf welche Ludwig anspielte, verhielt sich allerdings so. Ludwig begab sich beim Beginn jenes denkwürdigen Feldzuges des Jahres 1658 zur Armee, die unter Turenne's Oberbefehl in Flandern stand. Nach der Schlacht unternahm man mehrere Belagerungen, an denen der König lebhaften Antheil nahm. Aber die Sumpfluft dieses Landstrichs, die Miasmen der von Leichen bedeckten Felder zogen ihm eine Krankheit zu, die ihn beinahe das Leben kostete. Seine ganze Umgebung hatte sich bereits dem Herzog von Orleans zugewandt, selbst Mazarin, sagt man, habe den einflußreichsten Persönlichkeiten des neuen Reiches schon heimliche Anträge gemacht, um seine Stellung zu sichern. Die Ungeduldigen lauschten an der Thür bereits auf die letzten Athemzüge des Königs.

Damals war es, als Maria Mancini allein sich der heftigsten Verzweiflung überließ, unbekümmert um die Folgen, und als Ludwig wieder hergestellt war, hörte er von diesen Beweisen der Theilnahme Mariens reden. Seitdem, und nach jener Enttäuschung, die er an seinen sogenannten Getreuen erlebt hatte, fühlte er sich ernstlich von Maria angezogen, und es knüpfte sich ein intimes Freundschaftsverhältniß.

Gleichwohl berührte diese Erinnerung in jetzigem Augenblicke Marien nur peinlich.

„Sire, woran erinnern Sie mich!" rief sie tief erschüttert.

Aber der König fuhr fort: „Was sind meine kleinen Spiele, meine Ballets, meine Caroussels ohne Sie, Maria, ich kann mir ein Leben nicht denken, in welchem ich Sie entbehren müßte, also kommen Sie heute Abend."

„Sire, Sie sind mehr als grausam," erwiederte Maria, „aber es muß enden zwischen uns. Was hülfe es mir, wollte ich auch meine Zusage geben. Oheim Eminenz haben uns streng verboten, an diesem Fest theilzunehmen. Leben Sie wohl, Sire, und seien Sie glücklich. Vielleicht findet sich ein Tag, an dem ich Muth und Kraft finde, Ihrer Erkorenen selbst meine Glückwünsche zu Füßen zu legen, aber verlangen Sie

es nicht heute, nur nicht heute, Sire; ich fühle mich unfähig dazu, und bitte mich zu entlassen."

Sie erhob sich dabei und nach tiefer Verbeugung enteilte die junge leidenschaftliche Italienerin, in deren viel reiferem und bewußterem Herzen längst die glühende Leidenschaft für den jungen König loderte.

Vardes war inzwischen bei der schönen Olympia viel glücklicher gewesen.

„Also, meine bezaubernde Gräfin, wenn Sie wünschen, daß ich heute Abend als Paris erscheine, so hoffe ich Sie als schöne Helena zu sehen in griechischem Kostüm, damit wir uns erkennen."

„Sagte ich Paris — ich meinte die Hauptstadt, in die wir bald zurückkehren, aber Sie verdrehen uns die Worte im Munde. Der geistreichste aller Kavaliere sollte als Alcibiades kommen, denn er ist unbeständig und treulos wie Jener."

„Es würde Ihnen nichts helfen, meine schöne Timandra," antwortete der Marquis, „denn Alcibiades war insofern ein zweiter Paris, weil auch er eine Königin von Sparta zu seiner Freundin machte."

Dieß Gespräch, welches sich in jenem Jargon der Precieusen bewegte, wovon uns die Memoiren der Frau von Motteville und vor allen Somaize's Grand Dictionnaire ein anschauliches Bild entrollen, wie man

alle sozialen und literarischen Beziehungen nach griechischen Vorbildern umtaufte: — dieses Gespräch würde noch länger fortgegangen sein, wenn nicht Maria's plötzlicher Aufbruch eine Unterbrechung herbeigeführt hätte.

„Was hat der König?" rief Vardes. — „Er ist indignirt, Ihre Schwester muß sich vergessen haben."

„Sire," sagte jetzt Olympia gleichsam zur Entschuldigung der unhöflichen Cendrillon, „meine Schwester ist seit einigen Tagen leidend, ich will nicht hoffen, daß sie gänzlich die schuldige Unterthänigkeit aus den Augen gesetzt habe."

„Meine schöne Gräfin," antwortete Ludwig mit etwas brüskem Tone, „ich wünschte, daß das Haus Mazarin, welches heut seine Jalousieen geschlossen hatte, dieselben für immer schließe. Ist es wahr, daß Seine Eminenz verboten hat, daß Sie heute Abend auf unserem Ball erscheinen?"

„Allerdings, Sire, aber der Kardinal hat wohl keine Ahnung gehabt, daß Majestät selbst kommen würden und kommen durften, um diese Einladung, die uns zu den glücklichsten Sterblichen macht, zu wiederholen. Dieser Umstand dürfte Alles verändern."

„Sie wollen also seine Erlaubniß erwirken?"

„Seien Sie ohne Sorgen, Sire," erwiederte Olym-

pia mit blitzendem Auge, „Sire vergessen ja, daß der Kardinal der Unterthan des Königs von Frankreich ist, so viel ich vom Staate verstehe. Zwar diese Thatsache gibt noch keine hinreichende Bürgschaft, denn ein Gegner könnte sagen, daß Sire in der That noch nicht so allmächtig sind, um den eigenen Wunsch auch durchzusetzen. Ich will indeß meine Kunst versuchen und werde auf so triftige Gründe sinnen, daß der Kardinal wollen muß, ohne eine Felonie zu begehen, allein eine Sicherheit existirt in keinem Fall. Jedenfalls, Sire, feiern auch wir dann ein kleines Fest in diesen Räumen, und Majestät sind dazu eingeladen."

Ludwig war von dem Hagel dieser Worte ganz betäubt.

„Ich danke Ihnen, Olympia — ich danke Ihnen," antwortete er zerstreut. „Ihre Schwester Maria hat mich nachdenklich gemacht, ich hoffe sie heiterer zu stimmen, wenn Sie Ihr Versprechen erfüllen und heute Abend erscheinen. Auf Wiedersehen, schöne Gräfin — Marquis!"

Und auf den Wink des Königs öffnete der Marquis die Thüren, durch welche Ludwig nach nochmaligem Gruße davonschritt, um sich zu seiner Wohnung im Palais des Schatzmeisters von Frankreich zu begeben. Vor der Thür des Palastes begrüßten ihn einige Pa-

gen aus Savoyen. Der Anblick derselben brachte Ludwig jenes empfangene Billet wieder in Erinnerung.

„Bedaure mich, Vardes," sagte er, „ich stehe noch immer unter Vormundschaft. Stelle Dir vor, bis über die Straße verfolgt mich die Zärtlichkeit meiner neuen Gäste. Da sieh', man schrieb mir bereits, jedenfalls die Mutter oder die Tochter."

„Man scheint sich schnell orientirt zu haben," antwortete der Marquis, „oder die Freundschaft des Königs für Mazarin's Nichten ward bereits notorisch bis nach Savoyen. In diesem Sinn könnte das Billet schon in Turin geschrieben sein, gleichsam auf Vorrath, und wer weiß, wie reich man sich vorgesehen hat."

Ludwig öffnete das Billet und überflog es. „Was ist das? Himmel und Erde! — ein Schelmenstreich ohne Gleichen, lies Vardes!"

Der geistreiche Günstling, über dessen Wesen und Charakter wir noch Näheres erfahren werden, nahm den Brief. Es war ein Epigramm, und zwar jenes auf die Prinzessin Margarethe von Savoyen. Sein Inhalt lautete in unserer Sprache ungefähr:

„Frankreichs stolz gewachs'ne Ceder,
All' dein Glück ist nun verwachsen
Mit Savoyens Rose. Jeder
Weiß, daß selber sie — verwachsen."

Bardes wagte darüber zu lächeln. „Das ist ein köstlicher Einfall, so spitz, daß ich das Epigramm selbst gemacht haben möchte. Doch Sire, keinen Zorn, ich bin heute so gut aufgelegt, daß Sie mir dreißig Tollheiten zu gut halten müssen."

„Eh bien," sagte der König lächelnd — „so bleiben also noch neunundzwanzig. Aber in die Bastille stecke ich Dich, wenn Du an dem Epigramm betheiligt bist. Es ist unerhört. Man wird auf eine Untersuchung dringen, wer von den Pagen diese Infamie begangen hat."

„Allein, Sire, zuvor müßte man doch etwas Anderes untersuchen."

„Was meinst Du, Bardes?"

„Das Epigramm ist unzweifelhaft boshaft und in Gift getaucht — allein Bosheit und Wahrheit sind nicht immer von Natur aus Feinde."

„Unmöglich! Dann hätte Mazarin niemals zu dieser Reise gerathen, und ebensowenig die Königin!"

„Pardon, Sire. Seine Eminenz sind nicht allwissend, und Ihre Majestät wohl von Gottes Gnaden, aber nicht von Gottes Allmacht, solche Dinge zu ändern."

„Du glaubst also daran?"

„Wie kann ich daran glauben, Sire. Man glaubt

nur, was man absolut nicht wissen, noch beweisen kann. Zu Beidem ist aber wohl eine Möglichkeit gegeben."

„Undenkbar, Bardes, undenkbar! — Es ist eine tolle Erfindung! Bisher war mir diese Person gleichgültig, jetzt aber bin ich verpflichtet, sie in Schutz zu nehmen."

„A la bonne heure!" — rief Bardes — „wenn das die Wirkung, so möchte man fast glauben, das Billet sei savoyischen Ursprungs, denn solches Mitleid und solcher Schutz wäre ein höchst kostbares Resultat. Ich würde vorziehen, zuerst die Wahrheit zu konstatiren!"

„Wahrheit, toller Bardes. Wer kann dieß wagen? Doch mir kommt eine Idee. Folge mir, Bardes, ich nehme Dir von Deinen neunundzwanzig Tollheiten wenigstens eine ab — oder folge mir lieber nicht, ich will dieß Wagestück allein unternehmen. Auf Wiedersehen heute Abend!"

Und mit leichtem Schlag auf die Schulter seines lustigen Rathes begab sich der König in das Innere des Palastes.

Bardes sah ihm lange mit etwas spöttischer Miene nach und knüpfte dann ein Gespräch mit den Pagen vor der Pforte des Palastes an; wir können es um so eher übergehen, als es sich vollkommen zwecklos erwies. Niemand von den Pagen wollte einen Brief

empfangen haben, noch in dem gegenüberliegenden Palast gewesen sein, wo Mazarin residirte.

Was den Marquis Vardes betrifft, um auch diesen unsern Lesern etwas näher vorzustellen, so war er der glänzendste Typus jener jeunesse dorée, die am Hofe Ludwig's ihre Lorbeeren in Liebesgeschichten und Duellen zu pflücken suchte. Er selbst, der Sohn der Gräfin von Moret, einer der Geliebten Heinrich's IV., stand nicht mehr in der Jugendblüthe, als er auf des Königs Wunsch und Befehl der Gräfin von Soissons den Hof machen mußte. Die Memoiren von St. Simon und Conrart, die Briefe von Frau v. Sevigné und die Aufzeichnungen der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte wie des Abbé von Choisi wimmeln von Berichten über Vardes' Großthaten auf dem Felde der Liebe. Keine ist so berühmt geworden, als jene oben erwähnte Geschichte mit der Frau von Roquelaure, die sich Vardes', des fürchterlichen, unwiderstehlichen Vardes', Rückzug so zu Herzen nahm, daß sie im Alter von dreiundzwanzig Jahren starb. Auszüge aus den erwähnten Memoiren bringt Amédée René's ausgezeichnetes Buch: „Die Nichten Mazarin's, Studien der Sitten und Charactere im 17. Jahrhundert“ — ein Buch, auf welches als auf die hauptsächlichste Quelle vorliegender Dichtung hier hingewiesen sein möge.

Eine Stunde später trat Mazarin, der Gefürchtete und Allmächtige, wieder in sein Schreibzimmer.

Sein erster Blick flog nach dem Tische und den darauf verstreut liegenden Papieren. Er blätterte emsig in dem rothen Buche, nach dem verhängnißvollen Epigramme suchend.

„Wie ich gedacht habe — es fehlt“ — sagte er dann mit gewisser Befriedigung die Hände reibend. — „O Eva's Töchter! Will man, daß ihr naschen sollt, so muß man es nur verbieten; die alte Schlange sorgt noch heut dafür, daß die Aepfel nicht hängen bleiben, wenn man sie den lüsternen Augen einmal gezeigt hat. Sie hat das Epigramm wirklich genommen, und der Pfeil schwirrt in der Luft. Vortrefflich — ganz vortrefflich, wenn Ihr auch meinem unausgesprochenen Willen so gehorsam seid. Man muß für alle Fälle gerüstet sein. Ich höre außerdem, der König sei selbst hier gewesen.“

Er drückte auf eine Glocke und einige Minuten später erschien Frau v. Venelle, die erfahrene Gouvernante seiner Nichten und außerdem seine stets gehorsame und brauchbare Auskundschafterin und Ueberwacherin der geheimsten Gedanken jener heißblütigen jungen Italienerinnen.

„Was ist vorgefallen?“ fragte Mazarin, „ich höre, der König war hier.“

„Beinah eine ganze Stunde, Eminenz. — Majestät kamen, um die Damen selbst zum Balle einzuladen. Außerdem äußerte man seine allerhöchste Ungnade wegen der geschlossenen Jalousieen, doch war dieß wohl nur ein Vorwand."

Mazarin rieb sich abermals vergnügt die Hände. — „Auch ihr habt euren Dienst gethan, unschuldige Bretter. — Es war doch ein kräftiger Vorwand, um hier allerlei Anfragen zu stellen, und der König kann mir sehr dankbar sein." Dann mit verstelltem Zorne sich zu Frau von Venelle wendend fragte er: „Ich will doch hoffen, daß meine Familie die rechte Antwort auf jenes Ansinnen nicht schuldig geblieben ist."

„Gnade, Eminenz. Ich weiß nicht, was man geantwortet hat, aber die Damen sitzen in ihrem Zimmer und weinen, ich befürchte immer, man wird noch einen Hauptsturm auf Eminenz wagen."

„Um's Himmels willen, verschonen Sie mich damit, meine liebe Frau von Venelle. Nur keine Szenen, keine Auftritte! Sie wissen ja, wie ich dergleichen hasse und fliehe. Meine Nichten sollten in der That die Gesundheit ihres greisen Oheims mehr schonen und berücksichtigen. Ist sonst nichts vorgefallen?"

„Nichts von Bedeutung, Eminenz. Ein Page allerdings war hier und gab ein Billet an Seine Majestät ab."

„Ein Page, schwarz mit Gold?“

„Ganz recht, Eminenz, ein Page schwarz mit Gold, wie die sämmtliche Dienerschaft von Savoyen. Er befand sich plötzlich im Hause, ohne daß ich beobachten konnte, wie er heraufgekommen, und ebenso verschwand er wieder. Eminenz, dieser Page flößt mir einigen Verdacht ein, denn er verbarg mir sein Gesicht. Ich ersuche Eminenz auf der Hut zu sein.“

„Besten Dank, meine liebe Frau von Venelle,“ sagte Mazarin mit wohlwollendster Herablassung. „Und der König?“

„Seine Majestät haben sich gleich darauf entfernt und, wie es schien, in großer Ungnade und Verstimmung.“

Mazarin stand eine Weile überlegend: „Wie ist das? Hat Olympia meine Zeilen befördert, die nur eine Bitte enthielten, den Ruf meiner Nichten fortan zu schonen, oder hat sie das verwünschte Epigramm an den Mann gebracht — mit oder ohne Absicht — es wäre eine verteufelte Affaire!“ und Mazarin lachte in sich hinein, während er mit großen Schritten auf und nieder ging und sich dann an den Kamin stellte, um sich die Hände zu wärmen.

„Was will ich eigentlich mit Dir, Du kleiner König“ — sprach er vor sich hin. „Seit Monaten, ja seit einem Jahre ist es ein öffentliches Geheimniß

in Paris, daß Ludwig und Maria Mancini unzertrennlich sind. Das schlaue Mädchen weiß ihn zu fesseln, weiß ihn zu beschäftigen, aber die Sache geht nicht vorwärts, um zum Abschluß zu kommen. Dieser junge Herr hat keine Courage, um zu thun, was durchaus nothwendig ist — und ich darf mich leider nicht hineinmengen, weil die Königin dagegen ist. Etwas Anderes wär's, könnte man ihr mit einem fertigen Resultat entgegenkommen. — Da kommt dieser Einfall mit Savoyen — ein Antrag an die Königin von der Madame royale selbst. Auch gut, vielleicht treibt dieser Keil zur Entscheidung; man hätte wahrlich keine bessere Prinzessin aussuchen können, um Maria Mancini bei näherer Vergleichung den Sieg zu sichern, aber nebeneinander — nebeneinander müssen sie stehen! Zum Glück kommt mir da so ein verwünschtes kleines Epigramm zu Hülfe, ein kleines, kostbares Epigramm. Die Dinge stehen ja vortrefflich — könnten gar nicht besser stehen. Nun heißt es nebeneinander offene Feldschlacht — la guerre des dames. Vielleicht kommen wir so zum Ziele."

„Meine liebe Frau von Venelle," sagte Mazarin, nachdem er diese Gedankenreihen in einem Moment durchflogen, „haben Sie die Güte und sagen Sie meinen Nichten, daß ich in Anbetracht, daß Seine Majestät

selbst hier waren, und da ich ein allzeit getreuer Unterthan meines allerhöchsten Herrn bin, durchaus nichts dagegen habe, wenn meine Nichten den Maskenball im Hause des Schatzmeisters von Frankreich besuchen. Im Gegentheil, ich befehle es ihnen, denn es ziemt sich, dem Wunsche des Königs gehorsam zu sein, sagen Sie ihnen das, meine liebe Frau von Venelle. Doch wünschte ich keine auffallenden Masken. Maria soll als Zigeunerin gehen, Olympia mag wählen, was ihr gut dünkt. Schnell besorgen Sie Alles; im Uebrigen bin ich mit Ihnen wohlzufrieden, meine liebe Frau von Venelle" — und indem er die feine, gepflegte Hand zum Kuß hinhielt, verabschiedete er seine welterfahrene und allzeit gehorsame Gouvernante, um dann selbst Toilette zu machen und sich mit jenen Pomaden und feinen Wassern, deren Gebrauch er zuerst in Frankreich eingeführt hatte, würdig zum bevorstehenden Ball zu rüsten. Mazarin war ungefähr siebenundfünfzig Jahre alt, allein er zählte noch immer zu den schönsten Männern des Hofes. Die Schilderung des Grafen von Brienne zeichnet ihn als einen Mann von schönem Wuchs, von etwas über mittlerer Größe. „Er hatte eine schöne, lebhafte Gesichtsfarbe, Augen voll Feuer, eine große Nase, eine breite, würdevolle Stirn, braunes etwas gelocktes Haar, einen Bart von etwas dunklerer

Farbe, der mit dem warmen Eisen stets hübsch gekräuselt war, was sich sehr gut ausnahm, er verwandte auch große Sorgfalt auf seine Hände, die schön waren." — „Er hatte die Gabe zu gefallen," sagt auch seine wahrheitsliebende Feindin, Frau von Motteville, „und es war unmöglich, sich von seinen Artigkeiten nicht einnehmen zu lassen." Auch der satyrische und unzufriedene Bussy Rabutin scheint noch unter dem Zauber, den diese Persönlichkeit ausübte, zu stehen, indem er Mazarin's Bild entwirft. „Er war," sagt er, „ebenmäßig gebaut, angenehm im Umgang, hatte einen umfassenden Geist, ein feines, rücksichtsvolles Benehmen, und verstand sehr gut zu erzählen." Der Marschall von Grammont endlich zeigt Mazarin in demselben Lichte. „Er war freundlich, von gewinnendem Wesen, der Freundschaft fähig und ein liebenswürdiger Gesellschafter. Wir haben gesehen, wie er alle Hindernisse seiner Laufbahn glücklich überwand, wie alle seine Feinde zu Kreuze kriechen mußten, wie er die höchste Gewalt bis zu seinem Tode bewahrte und seinen Gebieter in der Kunst zu herrschen bildete." So ist das historische Bild des mächtigen Ministers, der jetzt nach einem Ziele strebte, das den König zu seinem Neffen gemacht hätte.

2.

Cendrillon.

Happiness, though often crossed by misfortune,
Is more frequently destroyed by misconduct.
Prior.

Mein freier Plan
Klebt nicht am Einzelnen. Er schwimmt und wogt
Auf einem Meer bildsamen Wachses.
Shakspeare.

Der Abend des großen Festes war gekommen, an welchem die voraussichtliche Verlobung des Königs mit der Prinzessin Margaretha stattfinden sollte. Das ganze Palais des Schatzmeisters von Frankreich auf dem Platze Bellecour strahlte von zahllosen Kerzen, und der Platz draußen wurde von lodernden Pechpfannen erleuchtet. Um dem Feste möglichsten Glanz zu geben, war die strenge Etikette aufgehoben, und nicht nur alle dem Hof vorgestellten, sondern überhaupt alle durch ihren Rang befähigten Personen hatten das Recht, heute in Maske erscheinen zu dürfen. So war denn auch die ganze sogenannte Honoratiorenwelt Lyons,

sowie die Aristokratie des Geldes und Handels an diesem Tage in den Räumen des Palastes versammelt.

Wäre diese Erzählung ein Bühnenstück, so fänden wir uns im zweiten Akte. Die Szene würde eines der prachtvollen, säulengetragenen Gemächer des alterthümlichen Palastes darstellen, und ein weiser Regisseur würde es so eingerichtet haben, daß man durch die Ausschmückung des Raumes, durch glänzende Perspektive in ferne Gemächer, blendende Beleuchtung und festliche Musik eine genügende Vorstellung eines solchen Zauberfestes im siebenzehnten Jahrhundert bekommen müßte.

Alle Hauptpersonen unserer „Handlung" waren bereits versammelt und bewegten sich in buntem Tumult durch die durchdufteten Räume sowie auf den Korridoren und Treppen, die durch Statuen und Gewächse in einen lebenden Garten verwandelt zu sein schienen.

Trotz ihrer wichtigen Absichten konnte Königin Anna es doch nicht über sich gewinnen, von einer jener Gewohnheiten zu lassen, die wie eine Krankheit die damalige „Gesellschaft" beherrschten — nämlich vom Spiel. Nicht blos Piquet und Trente et Quarante, auch Hoc, Bassette und eine Art „Landsknecht" waren damals in Flor, und die Memoiren jener Zeit berichten von unglaublichen Summen, die oft in einem Abend verloren wurden.

So sehen wir denn in einem der innersten Gemächer auf einer Art von Estrade die Königin Anna mit dem Kardinal Mazarin am Spieltisch, umgeben von ihren Hofdamen, der Frau von Motteville und Frau von Beauvais. Wider ihren Willen war auch die redselige Herzogin von Savoyen, Madame royale, Christine, die erhabene Tochter Heinrichs des Vierten, sammt ihrer „olivenfarbigen" Tochter Margaretha an diese Stelle gebannt und gab sich trotz ihrer inneren Unruhe und Bewegung doch den Anschein, als folge sie dem Spiele mit höchstem Interesse. Auch ihr Sohn, der ritterliche Herzog von Savoyen, welcher etwas später angekommen war, hielt sich in der Nähe, und sein stolzer Blick schweifte wiederholt zu dem schweigenden und lauschenden Kardinal herüber, der heute eher einem Automaten als einem lebenden Wesen zu gleichen schien.

„Sie sehen, Madame royale," sagte Königin Anna, die während des Spiels ununterbrochen die Konversation fortsetzte, „das sind unsere kleinen Erholungen in Paris, und ich freue mich im Voraus, daß die Prinzessin künftig unsere Partnerin werden wird. Wir sind doch zuweilen in großer Verlegenheit."

„Sie machen uns glücklich, Majestät," erwiederte

die Herzogin, indem sie die Unterbrechung benutzte und abermals die schönen Hände der Königin küßte.

„Wir haben große Vorstellungen gehegt von der liebenswürdigsten aller Königinnen, von dem allmächtigen Kardinal, den ganz Europa bewundert, von dem bezaubernden jungen Herrscher Frankreichs, aber unsere Erwartungen sind weit übertroffen worden."

Königin Anna verstand diese Anspielung der Ungeduld recht wohl, denn Ludwig war noch immer nicht sichtbar; sie wandte sich zu ihrer Hofdame und flüsterte ihr zu: „Bitte, liebe Motteville, sehen Sie doch, wo der König bleibt — aber ohne Aufsehen." Die Angeredete erhob sich und verschwand, um einem der nahestehenden dienstthuenden Kammerherren diesen Auftrag zu überbringen.

„Madame royale müssen eben Vorlieb nehmen," antwortete Mazarin der höflichen Herzogin gleichsam im Namen der Königin, „in Paris würde der Hof die hohen Gäste für die Unbequemlichkeiten der Winterreise reicher und glänzender entschädigen können, allein wir sind hier nicht zu Hause, wir sind hier selbst gleichsam Gäste."

„O," rief die Herzogin mit noch übertriebenerer Artigkeit, „diese Feerie ist ja entzückend. Gäste sind wir auf Erden ja überall und Fremdlinge auf diesem

irdischen Planeten. Aber in Wahrheit, Eminenz, ich finde es anmuthig, mit dem Volke zu leben, wie mit unseres Gleichen, in einem Meer von Existenzen, das uns unser Fremdsein, unsere Isolirtheit weniger empfinden läßt."

„Allerdings," fügte ihr Sohn dieser etwas ironischen Wendung bei, „allerdings ist es süß, wenn man es mit diesem Gefühl der vollkommensten Sicherheit wagen darf, wie der gefeierte Kardinal. Dann hat es kein Bedenken, selbst in nächster Gesellschaft unbekannten Individuen zu begegnen, denn sie — lieben uns Alle."

Mazarin, der Allgefürchtete und doch tief im Volk Verhaßte, fühlte diesen wenig feinen Stich zwar, aber er verschmähte es, ihn anders zu pariren, als mit einem verbindlichen Kompliment, während sein Auge einen drohenden Blick auf den verwegenen Herzog schoß. Dann wandte er sich flüsternd zu seinem Nachbar, zu dem Herrn des Hauses, dem Schatzmeister von Frankreich.

„Wer ist der Fremde dort, Herr Schatzmeister — der im rothen venetianischen Mantel mit dem rothsammetnen Hut?" und er deutete mit dem Blick auf eine Säule, an welcher ein hochgewachsener Mann in der angegebenen Maske regungslos als Zuschauer stand.

„Wenn Eminenz befehlen, lasse ich Erkundigungen einziehen," antwortete der Gefragte. „Sie wissen, daß die strenge Etikette heut aufgehoben ist, ich kann in der That nicht für jeden Einzelnen einstehen."

„Gut, gut, Herr Schatzmeister, forschen Sie nach, doch ohne Aufsehen, nur kein Aufsehen." Nach dieser Antwort des Kardinals ging das Spiel ununterbrochen weiter, und die geheim erregten Wellen der Konversation glätteten sich wieder zur ruhigsten Oberfläche — allerdings nur scheinbar und auf kurze Zeit.

Königin Anna war in beständigem Gewinnen, und ihre frohe Laune ließ es sie nicht entfernt bemerken, daß die Mienen ihrer Gäste immer gespannter und verlegener wurden.

Die Herzogin, kaum ihre Unruhe bemeisternd und heftig ihren Fächer bewegend, wandte sich jetzt unerwartet und plötzlich zur Königin.

„Eine offene Frage, Majestät. Man muß an alle Möglichkeiten denken. Wäre es in der That ganz unmöglich, daß Sire wider Erwarten eine dringende Abhaltung gefunden? Vielleicht wichtige Depeschen oder gar eine Indisposition. Ich beginne zu fürchten, daß etwas vorgefallen, was uns seine ersehnte Gegenwart entzieht."

Dies Wort zündete in der schwülen Atmosphäre wie eine Explosion. Die Motteville und Beauvais warfen sich bedeutsame Blicke zu und musterten mit mitleidigen — man könnte sagen mit schadenfrohen Augen die Prinzessin Margarethe, die wie im Traum versunken saß und nur zuweilen den Fragen ihres Bruders Antwort gab.

Königin Anna fühlte sich in steigender Verlegenheit. „Was denken Sie, Madame royale! So pflichtvergessen und illoyal wird mein Sohn nicht sein können, um die Stunde seines Glückes und Triumphes zu versäumen. Ich habe Ihnen die begeisterten Worte wiederholt, welche der König heute Morgen nach dem ersten Zusammentreffen zu äußern geruhte; sie dürfen Ihnen eine Bürgschaft sein, daß die Ursache seiner Zögerung keine ungewöhnliche sein kann. In letzterem Falle würde auch Eminenz ohne Zweifel darum wissen."

Der Kardinal verstand diesen Wink, eine prekäre und peinliche Vertheidigung lieber auf seine Schultern zu nehmen.

„In Wahrheit," sagte er, indem er die Karten abhob, „die Neigung sich volksthümlich zu machen und die glückliche Gabe des jungen Herrschers, mit jedem seiner Unterthanen anzuknüpfen, läßt sich leicht von

einem anziehenden Entgegenkommen fesseln. Sein Wohlwollen ist zu zartfühlend, um ein vielleicht zufälliges Gespräch rasch wieder abzubrechen. Uebrigens kann er sich auch in der Stunde des Beginns des Balls getäuscht haben. Die Zeit verfliegt und die lebhafte Phantasie des Königs lebt noch in den beneidenswerthen Morgenstunden des Lebens."

„Ah ich verstehe," fiel die Herzogin mit gewisser Behendigkeit ein, „Sire läßt sich leicht fesseln, wir hörten ja bereits davon. Und wenn man Alles in Erwägung zieht, kann man nicht läugnen, daß es verschiedene Arten solcher Fesseln giebt, um der Freiheit eines großdenkenden Herzens zu nahe zu treten, ich will nicht sagen gefährlich oder verhängnißvoll zu werden."

Diese Anspielung auf die Nichten des Kardinals sollte vorsichtig und fein sein, aber sie wurde durch den scharfen Ton der Stimme und den lauernden Blick, mit welchem die Herzogin den Kardinal fixirte, zum Gegentheil. Mazarin wagte nicht, sein Auge zu erheben, aber er erwiederte mit verbindlichstem Lächeln und unverwüstlicher Gemüthsruhe, indem er weiterspielte:

„Wer hat nicht seine Parasiten und Protégés" —

„Und wer hat nicht seine Jugendfreundschaften,"

sagte Königin Anna einlenkend, „das geht vorüber." Aber diese ausweichende Antwort drängte immer näher zum Ziele hin, und die Herzogin mochte vermuthlich denken, daß der gerade Weg der kürzeste sei, um ihrem vermeintlichen Feinde beizukommen.

„Wird man nicht die Ehre haben," fragte sie jetzt plötzlich den Kardinal, „auch die berühmten Nichten Euer Eminenz zu sehen?"

„Unzweifelhaft," erwiederte Mazarin mit kühlstem Gleichmuth, „werden sie kommen, um Madame royale zu begrüßen und der erkorenen Braut unseres Herrn ihre Huldigung darzubringen, wie es ihre Pflicht und Schuldigkeit ist. Madame royale darf überzeugt und versichert sein, daß, wenn überhaupt von einem sogenannten Einfluß jener Jugendgespielinnen die Rede sein konnte, wie man wohl an den Höfen Europa's behauptet hat, diese Einwirkung nur eine höchst glückliche gewesen ist; denn diese milde und versöhnende Art der Heranbildung hat der Seele des Königs jene Frische und Zartheit, jene Unbefangenheit und Süßigkeit der Empfindung bewahrt, die wir so bald im rauhen Leben verlieren. Schon Platon behauptete . . . ."

Mazarin hätte sicher einen geistreichen Exkurs über den Platonismus geliefert, wenn nicht in diesem Augenblick Olympia, Gräfin von Soissons, am Arm des

Marquis von Vardes, und Maria Mancini, nebst Hortensia in Begleitung des tollköpfigen Herzogs von Lothringen am Eingang des Saals sichtbar geworden wären. Mazarin, der seine Nichten in ihrer Verkleidung erkannte, beendete deshalb seine oratio pro domo und schloß: „Der Trost meines Alters ist außerdem, daß auch die beiden jüngeren Nichten, Maria wie Hortensia, hoffentlich schon in nächster Zeit in den heiligen Stand der Ehe treten werden," — eine Aussicht, die berechnet war, den möglichen Argwohn in der Seele der Frau Herzogin von Savoyen zu zerstreuen, diesen Zweck aber, wie wir sehen werden, nur unvollkommen erfüllte.

Die eintretenden Damen waren in nicht weniger peinlicher Stimmung, als sie sich gleichsam dem Allerheiligsten des ganzen Palastes näherten. Die Maskenfreiheit gab ihnen das Recht, jede lästige und umständliche Vorstellung wenigstens vorläufig zu umgehen und dem Spiele des Hofes ungenirt als Zuschauer beiwohnen zu dürfen.

Olympia war, wie es ausgemacht worden, in griechischem Kostüm, ebenso wie ihr Begleiter, der Marquis, welcher einen Rosenkranz auf dem Haupte trug. Beide bemühten sich nach Kräften, in dem beliebten Jargon der Precieusen zu reden, nach deren Lexikon

Frankreich mit Griechenland, Paris mit Athen, die Akademie als Versammlung der vierzig Barone ausgedrückt wurde. Gleichwohl hinderte die Strenge dieser Koteriesprache diese modernen Griechen nicht, je nach Bedürfniß aus ihrer Rolle zu fallen.

„Ich habe Sie gebeten, Marquis," sagte Olympia, indem sie den Arm ihres Begleiters losließ, „mir den König zu zeigen, ich war auf seine Maske zu neugierig und Sie führen mich zu diesen Fremden."

„Aus gutem Grund, schöne Helena," antwortete Bardes, — „ich möchte das Gutachten der feinsten Kennerin der Schönheit. Ich denke, ich habe Ihnen vorhin erzählt, auf welche unverantwortliche Weise man die arme Prinzessin verläumdet hat. Bitte, machen Sie mir aus Ihrem Urtheil kein Geheimniß. Entdecken Sie wirklich etwas Abnormes an dieser Göttin?"

„Ich bin nicht Paris, um über Göttinnen zu urtheilen," antwortete Olympia.

„Aber eine Pariserin, um das Wortspiel von heute Morgen zu Tode zu hetzen; aber Ihre Antwort ist eine gefährliche, schöne Helena. Denn gesetzt, daß ich die Rolle hätte, den Apfel zu vertheilen, so wissen Sie ja, was Venus dereinst versprochen hat. Sollen wir armen Sterblichen des neuen Athens weniger an

die Zuverlässigkeit göttlicher Versprechungen glauben dürfen?"

„Nur bescheiden, mein kühner Paris, nur bescheiden," sagte Olympia, indem sie ihn auf die Anwesenheit ihres Gemahls aufmerksam machte, der auf der andern Seite Mazarin's stand.

„Oh ich bin so bescheiden," rief Vardes in spöttischer Laune, „daß ich Sie aus dieser Irrfahrt richtig wieder nach Sparta abliefere, schöne Helena!" Mit einem Kompliment ließ er sie jetzt vor ihrem Gemahl stehen und verschwand sofort, um selbst nach dem König zu suchen. „Gottlob, ich bin sie wieder los und habe meine Freiheit wieder erobert. Verwünscht solche Aufträge, ein Blitzableiter zu sein, wenn man bereits die Linie passirt hat."

Während Olympia etwas enttäuscht ihrem flüchtigen Kavalier nachsah, war ihre Schwester Maria desto weniger von der Unterhaltung des edlen Lothringen erlöst, der vergeblich versuchte die Aufregung Mariens für seine Absichten nutzbar zu machen.

Kaum war sie über die Schwelle getreten, so suchten ihre Augen die Prinzessin von Savoyen, welche apathisch und gelangweilt mit offenen Augen zu schlafen schien. Mariens Hand zitterte am Arme ihres Begleiters.

„Das ist sie — das ist sie!" flüsterte sie bebend.

„Aber mein holdes Täubchen," schnaubte Lothringen mit freundlichem Brummen, „ich glaube wahrhafhaftig, Sie haben das Fieber! Beim Bucephalus, das wäre aus der Weis'. Und dennoch müssen Sie auf den Ball, und schleppen mich alte Kriegsgurgel mit hierher. Ja wohl, die Marquis, die Vicomtes, die Chevaliers — das läßt einem Mädchenkopf keine Ruhe — aber ich sage Ihnen, mein Neffe, der Donnerwetterbursch — der nimmt es auf mit der ganzen Bagage — ein Frühstück auf dem Kraut, pah! — Uebrigens, mein Engel, mein weißes Lämmchen, wenn der verwetterte Patron nicht bald seine Sporen anschnallt und die Sturmtrommel schlägt, so bin ich im Stande, ihm einen Kapitalstreich zu spielen und die Festung auf eigene Hand zu stürmen — oder wenn Sie das lieber hören, mich in dero rosenbekränztes Joch einzuspannen. Denn retten muß ich Sie und retten will ich Sie einmal, darauf habe ich hundert Millionen Eide geschworen und es bleibt dabei, wir heiraten Sie!"

Maria Mancini hörte wenig auf die drolligen und krausen Galanterieen des alten Haudegens; sie hielt ihr Auge noch immer auf die Prinzessin Margarethe

gerichtet, als wolle sie die ganze Seele derselben ergründen.

In diesem Augenblick erhob sich die Herzogin, welche dem Kardinal noch die Antwort auf seine vorige Erläuterung schuldig war.

„Da so viel Pythien und Sibyllen und Zigeunerinnen vorhanden sind," sagte sie mit einem Blick auf Olympia und Maria und bemühte sich einen scherzenden Ton in ihre an die Königin gerichteten Worte zu legen, — „so würde uns vielleicht Eine derselben wahrsagen können; o wenn es wahrhafte Zigeunerinnen wären," setzte sie flüsternd hinzu, „so würden sie uns vielleicht offenbaren, wer den König gefangen hält, ob es Jemand hier im Palaste ist, oder eine Circe drüben vis-à-vis, am Platz Bellecour."

Mazarin freute sich, daß er diesem Argwohn der Herzogin eine so glänzende Widerlegung entgegensetzen konnte. Er erhob sich und verneigte sich.

„Madame royale, ich gebe mir die Ehre, Ihnen meine drei Nichten Olympia, Maria und Hortensia vorzustellen. Sie werden" — fuhr er mit strahlender Miene fort — „Ihre Allerhöchste Huld vielleicht diesen armen Mädchen, als Ihren Landsmänninnen, nicht entziehen wollen, um so mehr, da sie unter Frankreichs gesegnetem Himmel dennoch niemals das schöne Italien,

ihre Heimat, vergessen haben und deßhalb mit Freuden jeden Gruß bewillkommnen und erwidern, der ihnen von jenseit der Alpen herübertönt in dieß Land einer, wenn auch glücklichen, aber doch vielleicht nicht ganz schmerzlosen Verbannung."

Die düstere Miene der Herzogin Regentin erhellte sich und mit einem Blicke der Huld wandte sie sich zum Kardinal. „Ich danke Ihnen für diese Aufmerksamkeit, Eminenz. Sie nehmen mir einen schweren Stein von der Seele," — setzte sie mit leiserer Stimme hinzu.

Darauf musterte sie mit mütterlichem Blick die drei berühmten Grazien, die sich nach allen Regeln der höflichen Sitte verbeugten. Ein Zeitungsschreiber besang sie schon im Jahr vorher, bei Anlaß eines im Stadthaus gegebenen Festes, wie folgt:

»Olympe, l'illustre comtesse,
Qui de grâce, esprit et sagesse
A tout ce qu'on en peut avoir,
Au second rang se fait voir,
Ayant Monsieur à côté d'elle.
Ensuite cette demoiselle
Son agréable et chère sœur (Marie)
Dont les yeux ont tant de douceur,
Et de plus la mignonne Hortense,
Belle certes par excellence,

Qui parut dans ce fameux bal
Comme un jeune astre oriental,
Et dont les futures merveilles
Dans trois ans ne seront sans pareilles.«

Dem stummen und förmlichen Gruß der Herzogin und ihrer Tochter gegenüber konnte sich Maria nicht länger bezwingen. Sie trat vor und nahm die Maske von ihrem glühenden Antlitz. Ihre ganze Gestalt schien gebeugt unter dem lastenden Gewicht dieses verhängnißvollen Augenblicks, zum ersten Male ihre Gegnerin Aug in Auge zu sehen. Ihre Stimme schien sich der Herrschaft ihres Willens zu entziehen. Stockend und stammelnd begann sie, und erst allmälig kam ihre Rede in natürlichen Fluß.

„Mit Demuth, Hoheit, beugen wir uns der künftigen Königin Frankreichs! unsere Gebete flehen zu Gott, Ihnen die hohe Gabe zu gewähren, Segen über Frankreich zu breiten und das Herz Ihres künftigen Gemahls mit Glück zu erfüllen. Seien Sie ihm auf seiner erhabenen Bahn ein milder, lichter Genius, eine treue Beratherin, eine versöhnende, Alles zum Guten lenkende Gefährtin. Das Herz des Königs ist weich und lenksam, aber es enthält noch leere Blätter, füllen Sie es aus mit den Idealen der Menschenwürde, der Menschenliebe. Lehren Sie ihn sein Volk zur Größe

und Bildung und Freiheit zu erziehen. Flößen Sie ihm Mitleid und Barmherzigkeit mit seinen Unterthanen ein, daß endlich diese schrecklichen Kriege enden und eine Zeit kommen möge, in der die Last unerschwinglicher Steuern von den Schultern der Armuth, von den Häuptern fleißiger Bürger genommen werde. Wenn Sie dieß erreichen und den vierzehnten Ludwig zu Ludwig dem Gerechten machen können, dann wird Frankreich Sie segnen und lieben und Ihnen zurufen aus voller Seele, wie ich es thue: Heil Margarethe von Savoyen!" — und sie setzte leise hinzu — „auch wenn ein Herz darüber brechen sollte" — dann lehnte sie sich bleich und erschöpft an Lothringens Arm, erschrocken über ihre eigenen Worte, die ihre geheimsten Gedanken und Sorgen — Anderen vielleicht hörbar, an das Licht gebracht hatten.

Es war eine gewaltsame Anstrengung der Selbstverläugnung und Selbstüberwindung, der nothwendig ein Rückschlag folgen mußte.

Der Eindruck, den diese Anrede Maria's hervorbrachte, war ein sehr verschiedener. Zunächst folgte eine Pause des Staunens und vielleicht auch der Ergriffenheit.

Nur Olympia flüsterte ihrem Gemahl zu: „Merk-

würdig! ist es nicht wahr, was ich immer gesagt, ist sie nicht eine vollendete Schauspielerin?"

Mazarin mochte denken: „Wo in aller Welt hat diese Strega diese Gabe der Rede her und was sie Alles von Frankreich zu sagen weiß." Er wurde plötzlich zerstreut und nachdenklich und senkte sein großes braunes Auge, in dem ein triumphirendes, eigenthümliches Blitzen leuchtete. Diejenige, welcher die Rede galt, Prinzeß Margarethe schien noch am Meisten gerührt zu sein. Ihr glänzendes, schönes Auge war strahlend auf Maria gerichtet, aber war es ein Rest von Schüchternheit oder von falscher Vornehmheit, sie wagte nicht ein Wort zu erwiedern, bevor ihr die Antwort der Mutter dazu Anlaß und Muth geben würde. Der Anlaß aber war die Hauptsache; denn die Prinzessin kann nicht über die Frage hinaus, ob es für sie schicklich und anständig sei, einem Fräulein Mancini zuerst zu antworten.

Königin Anna dagegen wandte sich gleichsam entschuldigend zu der Herzogin von Savoyen.

„Verzeihung für diese Kühnheit, Madame royale. Man hört unsere kleine Vorleserin; unsere kühne Mancini studirt viel Tragödien und Schauspiele, man sagt sie sei die Muse und Egeria unseres alten Corneille; bei solchen schwärmerischen Naturen muß man es nicht

so genau nehmen, wenn sie die Sprache des Parnasses in das Leben hinabbringen."

„Erhabene, vielsagende Worte in der That," erwiederte jetzt die Madame royale mit vornehmer, suffisanter Miene und dießmal in italienischer Sprache; „fast wäre es zu genial zu nennen, einer gebornen Fürstentochter aus altem Hause von einem Hoffräulein ihre Zukunft und ihre Pflichten vorzeichnen zu lassen; indessen war es gut gemeint und da dieser einstudirte Festgruß sicherlich nur der Anfang des Schauspiels war, meine schöne Mancini, so danke ich im Namen meiner Tochter für die artigen Redewendungen. Bitte, fahren Sie nur fort!"

Marien schoß alles Blut zum Herzen, weniger wegen der kalten, beinah' höhnischen Worte der Madame royale und wegen des Schweigens der Prinzessin, als wegen des Dementis, das sie von der Königin Anna erfahren hatte. All' ihr natürlicher Stolz empörte sich gegen diese Behandlung, und ohne ihre Worte zu überlegen, fuhr sie fort, doch dießmal ebenfalls in italienischer Sprache, um größeres Aufsehen zu vermeiden; auch lächelte ihr Mund und ihr Auge, als sage sie die verbindlichsten Dinge, während sie Worte des Zornes sprach.

„Einstudirt, Madame royale, beim Himmel, Oheim

Eminenz, sollte ich wirklich vergessen haben, wo ich bin, so daß ich diese Wirklichkeit nur für eine Scheinwelt aus bemalter Leinwand und einstudirten Worten ansähe? Ja, Madame royale, dieses Maskenfest kann leicht weitergehen in Zukunft, und das Festspiel, dazu ich den Prolog gesprochen, kann sich vielleicht auf Jahre hinausdehnen. Wer kennt das Ende! Es wird vielleicht Einiges darin vorkommen von unfreiwilligem Glück und unfreiwilligem Leid, von zertretenen Herzen und betrogenen Hoffnungen, von gebrochenen Schwüren und rächenden Enttäuschungen. Vielleicht; doch zum großen Glück ist — wie Sie meinen — Alles nur einstudirt, und dann kann man ja das Schlimmste wie das Beste, das Zerschmetterndste wie das Demüthigendste sagen, ohne jemals zu verletzen und ebensowenig wohlzuthun in Wahrheit; man erbaut nur, je wahrer man scheint, denn wir sind ja im Reiche der Kunst. Sie sollen sich nicht beklagen, Majestät," wandte sie sich zur Königin Anna, „ich werde schweigen, erst wenn Prinzeß Margarethe als Königin so glücklich sein wird, als ein Ludwig sie machen kann, werden Sie erfahren, wie ehrlich mein Glückwunsch war, und wie viel geheime Thränen manche solche Glückwünsche auf Erden zuweilen kosten. Führen Sie mich fort, Herzog von Lothringen!"

Ehe noch von irgend einer Seite ein Wort auf diesen seltsamen Ausbruch der Leidenschaft erwiedert werden konnte, war Maria am Arme ihres Begleiters verschwunden.

Madame royale bewegte abermals ihren Fächer heftiger, und sagte mit wegwerfendem Tone: „Mir scheint überhaupt, daß der Glückwunsch der braven Mancini immer noch zu früh gekommen ist, denn der König ist immer noch nicht da.“

Die tödtliche Verlegenheit der Königin Anna wuchs von Minute zu Minute. Jetzt gesellte sich dazu eine steigende Angst und die bestimmte Ueberzeugung, daß hier ein Geheimniß walten müsse.

Sie erhob sich. „Motteville, Beauvais,“ flüsterte sie ihren Damen zu, „folgen Sie mir, ich will den König selbst zu seinen Pflichten rufen. Seiner Mutter gegenüber wird er wenigstens die Offenheit haben, den Grund seines Ausbleibens einzugestehen. Folgen Sie mir, der Boden brennt mir unter den Füßen. — Ich werde Ihnen selbst Satisfaktion verschaffen, Madame royale, ich bitte nur um einige wenige Minuten Geduld“ — damit schied sie von der Herzogin Regentin und schritt mit ihren beiden Damen durch das bunte Gewühl, das sich ehrerbietig vor der Mutter des Beherrschers Frankreichs theilte.

Mazarin blieb allein zurück. Um keinen lästigen Beobachter weiter zu haben, entfernte er sofort seine Nichte Olympia, so wie ihren Gatten mit dem Befehl, nach ihrer Schwester Maria zu sehen. In seinen Mienen zuckte etwas vom Charakter des alten Meister Reinecke, als er sich jetzt zu der Herzogin von Savoyen wandte.

„Gestatten jetzt Madame royale, inzwischen Sie zur Besichtigung des Maskenaufzugs zu führen. Ich hoffe, wir werden sehr bald Klarheit haben. Der junge Herrscher leidet zuweilen an Zerstreutheit, Vergeßlichkeit, wechselnder Laune. Sehen Sie doch die Masken."

„Masken, Masken," stöhnte die stolze Tochter Heinrich's des Vierten unhörbar — „es scheint, wir sind hier verkauft und verrathen!" — und mit finsterer Miene folgte sie mit ihrer Tochter der gefälligen Führung Mazarin's.

*

Der Palast des Schatzmeisters von Frankreich war in früheren Jahrhunderten ein Kloster gewesen und nur die Façade desselben gehörte einer neueren Zeit an und verdeckte den einstigen Charakter des Gebäudes, welches außer einigen prachtvollen Sälen, dem einstigen Refektorium, viele Treppen und Gallerieen, enge

Zellen und weite Vorsäle enthielt, die heute alle in einen Blumengarten verwandelt waren.

Auf einer dieser Passagen zwischen zwei Treppen, so daß sie einem Balkon glich, hatte man einen kleinen Pavillon errichtet, der mit Skulpturen und Gewächsen geschmückt war. Es gab übrigens mehrere solcher Pavillons und unter einem derselben, verdeckt von einem Hain natürlicher Granatenbüsche saß König Ludwig in der einfachen Maske eines Domino. Die Larve selbst hielt er in der Hand, seine Haltung war eine träumerische und nachdenkliche, so daß er es kaum bemerkte, daß Vardes, der Gefeierte, zu seinem Pavillon hereinschlüpfte und neben ihm Platz nahm.

Vardes war, wie bemerkt, in griechischem Kostüm, auf dem Haupte einen Rosenkranz, ein Wahrzeichen, welches Mazarin vorher scharf in das Auge gefaßt hatte, als wolle er sich im Voraus ein Erkennungszeichen mitten im Gewühl merken.

Ein Geräusch des Sessels, welchen Vardes heranrückte, schreckte den König auf. Er erhob lässig seine Hand.

„Endlich Vardes, tausendmal willkommen! Sie sind doch eine Seele unter Larven, ein menschliches Herz unter lauter Marionetten.“

„Wahrhaftig,“ erwiederte der Marquis, indem er

auf einen Wink des Königs Platz nahm, „das ist ein allerliebstes Asyl — unsichtbar für Alle und doch vortrefflich gemacht, um Alle zu beobachten — ein Wald Broneeliand für Merlin, den Zauberer. Dennoch fürcht' ich, Sire, daß ein Gewitter im Anzug ist. Man sucht bereits den Beherrscher Frankreichs. Man sitzt auf glühenden Kohlen. Man sucht nach Ausflüchten, Entschuldigungen und Vertröstungen, denn der Ball der Musen und Grazien kann ohne den jungen Apoll nicht beginnen!"

„Mögen sie tanzen," antwortete Ludwig. „Der alte Impresario, der uns Alle am Seile hält, hat an Puppen Ueberfluß genug."

„Belieben Sire vielleicht eine Partie Piquet oder Hoc?"

„Nichts davon, Vardes. Mir ist die Welt zum ersten Mal ein wüster Traum, eine zertrümmerte Schachtel mit zerbrochenem Spielzeug, ein fades Puppenspiel, ich weiß nicht, wohin meine Heiterkeit und gute Laune gekommen ist. Erzähl' eine Farce, mach' mich lustig, Vardes, ich will es Dir lohnen, wenn ich wieder lachen kann!"

„Seltsam, Sire," erwiederte der Marquis, „das Stichwort hoffe ich erst von Ihnen zu bekommen."

„Von mir, was meinst Du, Vardes?"

„Es scheinen doch wichtige Enthüllungen gemacht worden zu sein seit heute Mittag. Offen gestanden, Sire, ich erkenne kaum den König Frankreichs wieder. Sollte das Billet von heute Morgen dennoch Wahrheit enthalten haben? Sire, ich fange an, dieser Prinzessin von Savoyen den Krieg zu erklären, denn sie hat uns entweder im Ernst das Herz des Königs entwendet oder wenigstens Verwirrung darin angerichtet und Verwüstung zurückgelassen, nachdem der Einfall in diese blühende, lachende Provinz siegreich zurückgeschlagen worden. Das Erstere wäre ein Verbrechen, das Letztere aber eine Infamie, die man nicht exemplarisch genug bestrafen könnte."

„Erzähle von Allem, wovon Du willst, mein lieber Bardes, aber dieß Thema berühre nicht. Wie war doch die hübsche Geschichte vom Marschall von Estrées, der aus Sparsamkeit eine Kerze ausblies und auf die Verschwendung seines Hausmeisters schalt, nachdem er selbst hunderttausend Livres an einem Abend verloren. Siehst Du, ich habe mehr verloren, Bardes, denn ich habe mehr verschwendet an Wünschen, Hoffnungen, zärtlichen Worten und dergleichen. Ich brauche diese Lichter nicht auszublasen, sie brennen bereits nicht mehr für mich, ich sitze im Dunkeln!"

„Sire spannen mich auf hundert Foltern."

„Du wirst es seinerzeit schon erfahren, vielleicht früher als ich, denn mir ist das Räthsel dieses Streichs unauflösbar — ich müßte denn annehmen, daß der Kardinal meine Mutter und mich zugleich auf eine unerhörte Weise dupirt hätte, doch das ist nicht denkbar aus mehr als einem Grunde. Doch still, die Masken vor! Man sucht uns noch immer. Spielen wir zum Schein!" und der König griff zu den Karten, welche Bardes vor ihm ausbreitete.

In der That suchte man den König. Unter den zahlreichen Versammelten herrschte mehr und mehr eine lebhafte Unruhe, eine Aufregung, die sich in summendem Flüstern, in bewegten Geberden kundgab. Man stand in Gruppen versammelt, man lächelte geheimnißvoll, man zuckte die Schultern und boshafte Bemerkungen wurden von Mund zu Mund getragen. Es war, als wenn eine dumpfe Gewitterschwüle in den duftenden Räumen lagerte — und als müsse jeden Augenblick eine ungeahnte Schreckenskunde hereinbrechen.

Soeben ging Turenne vorüber, der große Feldherr, und klopfte dem Kammerdiener des Königs, dem alten Laporte, herablassend auf die Schultern.

„Keine Umschweife, Laporte, wo ist der König? Sie sind allwissend. Sie kennen alle seine Wege.

Heraus damit, wo ist er? Man sucht ihn im ganzen Palast?"

„Herr Marschall," erwiederte der Angeredete, „ich bin valet de chambre, aber nicht Spion des Königs, noch sonst irgend Jemandes."

„Nun, nun, nur nicht empfindlich, mein Lieber, wären die Mancini nicht hier, so wüßte man wohl, wo er zu suchen wäre; aber in diesem Fall ist seine Abwesenheit unerklärlich — ein Geniestreich, wie die Majestät es lieben, dießmal aber etwas stark, dießmal etwas stark," und weiter war er, nachdem er dem alten Kammerdiener auf die Wangen geklopft.

Das kurze Zwiegespräch hatte dicht an jenem Pavillon stattgefunden, so daß der König und Vardes jedes Wort verstehen konnten.

„Hörst Du es, Vardes," rief der König, der von seinem Sessel emporgeschnellt war. „Die Marschälle sind klüger als unsere eigenen Herzen. Maria ist hier, und ich lasse sie warten, ich vergrabe mich in diesem Winkel und fange Grillen. O, sie ist also doch gekommen, trotz ihrer Weigerung — das bedünkt mich wie Morgensonne! Vardes, der alte Turenne hat mir meine gute Laune wiedergegeben. Laßt mir einen Becher Wein bringen. Vorwärts, es duldet mich nicht mehr hier. Ich hab' die Trübsal satt und die Possen,

komm', wir wollen sie aufsuchen. Doch halt — wer ist die fatale lange Maske dort?"

„Sire meinen den Venetianer mit dem rothsammetnen Hut, dort an der Säule?"

„Er belauert uns schon geraume Zeit, ich wette, er hat mich erkannt und er führt irgend etwas im Schilde, wenn auch nur passiv. Wir müssen noch warten, ich will von Niemand hier angeredet werden, und er scheint auf diese Gelegenheit zu warten. Verwünschte Falle, an der ich selbst schuld bin."

In der That stand die Maske mit dem venetianischen Mantel noch immer unbeweglich an der Säule, und die funkelnden dunkeln Augen waren unter der Larve ununterbrochen auf den König gerichtet.

„Haben Sie den König nicht bemerkt?" fragte jetzt Jemand jene lange, geheimnißvolle Gestalt. Es war einer der Unterintendanten des Schatzmeisters von Frankreich, vom Herrn des Hauses auf Forschung ausgeschickt.

Einige unverständliche Worte in fremder Sprache kamen zur Antwort zurück.

Der Unterintendant war untröstlich. „Ich bin geschlagen für mein Leben. Dieser Tausendsasa von König, jeden Tag einen neuen Streich. Niemand kann ihn berechnen, ich bin ein unglücklicher Mann auf Le-

benszeit — das Fest ist verdorben, das Fest fällt in's Wasser!"

„Komm', Bardes," sagte jetzt Ludwig, „das Warten wird unerträglich. Wir wollen die Leute von ihrer Sorge erlösen. Was kümmert mich dieser Gaffer." Und er wollte in der That mit dem Freunde das schützende Asyl verlassen, aber ein neues, unerwartetes Hinderniß stellte sich entgegen.

„Halt — die Masken vor. Meine Mutter kommt selbst, wenn ich recht sehe, sie darf mich um keinen Preis entdecken."

In der That trat Königin Anna in Begleitung ihrer Damen Motteville und Beauvais jetzt selbst auf; die seidenen Larven in den Händen haltend, spähten die drei Damen aufmerksam nach allen Seiten. Natürlich mußte ihr Erscheinen, dessen Grund leicht zu errathen war, die Unruhe der Ballgäste nur vermehren und manch Einer stahl sich in die Nähe der Königin, um aus ihren Worten eine Andeutung über das räthselhafte Ausbleiben des Königs zu erhaschen.

„Auch hier ist er nicht" — sagte die Königin, indem sie erschöpft stillstand. „Dießmal geht sein Uebermuth doch etwas zu weit; die Verlegenheit wird unerträglich. Was soll man den Fremden sagen? Mein Gott, es wird doch kein Unglück vorgefallen sein! Es

wäre entsetzlich. Der Gedanke verfolgt mich seit einer Stunde, wie ein Zentner wälzt es sich auf mein Herz!"

„Ein Unglück wohl weniger, Majestät," sagte Frau von Beauvais — „aber ein kleines komisches Geheimniß, eine Komödienszene, die vielleicht Manches erklärt."

„Beauvais, Sie erlösen mich," rief die Königin; „aber warum reden Sie jetzt erst?"

„Die Nähe der Herzoginnen machte es unmöglich und es ist vielleicht gefährlich, davon zu reden, denn es scheint sehr delikater Natur zu sein. Ich verstehe zwar nicht, das Ereigniß vollkommen zu deuten, aber daß eine kleine Intrigue im Spiel, scheint unzweifelhaft zu sein."

„Mein Gott, Sie quälen mich, Beauvais. So reden Sie doch, reden Sie, hier sind wir unbeobachtet!"

Und vertrauend auf die Sicherheit dieses Platzes neben dem Granatenhain des Pavillons ließ sich die Königin auf einen Sessel nieder, um die Mittheilungen der Frau von Beauvais zu vernehmen.

„Majestät, ich muß ausdrücklich vorausschicken, daß ich selbst nicht zugegen war," begann Frau von Beauvais. „Alles, was ich erfahren habe, danke ich den Mittheilungen der Kammerfrauen der Madame royale. Majestät wissen, daß die fremden Herrschaften heute Mittag angekommen und sofort Quartier genommen

haben im Seitenflügel dieses Palastes. Die lange, beschwerliche Reise hatte die Damen außerordentlich erschöpft. Man begab sich auf einige Stunden zur Ruhe, nachdem man ein Bad genommen hatte. Das Diner ward sofort eingenommen, weil man die späteren Stunden vor dem Ball zur Toilette bestimmt hatte. Man sagt, daß eine Herzogin von Savoyen mindestens drei Stunden dazu brauche. Die Prinzessin Margarethe scheint von dem Einzug und den Aufregungen des Tages am Meisten angegriffen gewesen zu sein, denn sie schlief ganz fest, bis der Abend hereinbrach. So kam es, daß sie um fünf Uhr noch völlig im Negligé war."

„Man hatte mich zur Konsultation bezüglich des Ballkostüms und der Masken beigezogen," fiel jetzt unerwartet Frau von Motteville ein, die also offenbar noch mehr wußte und sogar anwesend gewesen war. Vielleicht hatte sie bis jetzt geschwiegen, weil ihre Prüderie scheute, diese delikate Sache zu berühren, und sie begann jetzt erst zu reden, als sie sah, daß das große „Geheimniß" nicht mehr bewahrt werden konnte.

„Ja ich war zugegen," fuhr sie fort. „Wir waren gerade im Begriff, das Kostüm der Prinzessin für diesen Abend auszuwählen — und tauschten unsere Meinungen

darüber. Plötzlich pocht man an die Thür, wie wenn man Besuch machen wollte. Wir erschracken, doch ehe wir uns noch erholt und einen Entschluß gefaßt, öffnet sich die Thür und Seine Majestät, der König, erscheint in eigener Person."

Vardes — der im Pavillon jedes Wort verstand, machte eine unsagbare Miene — wie Jemand, der sich bemüht, ein lautes Lachen zu überwinden — während der König selbst fast unwillig den Kopf schüttelte.

„Der König erscheint" — fuhr Frau von Motteville fort — „auf einen kleinen Morgenbesuch, wie er es scherzhaft zu bezeichnen beliebte. Er schien in großer Aufregung zu sein und zugleich voll übermüthiger Laune, die Prinzessin jedoch kämpfte fast mit einer Ohnmacht, so überrascht worden zu sein."

„Welch' ein unbescheidenes Unternehmen," bemerkte die Königin mißbilligend, „Damen im Negligé zu überraschen."

„Majestät wissen ja," warf die Frau von Beauvais scherzend ein, „dergleichen gehört zu seinen Lieblingsstreichen."

„Nun, und welches Ende nahm dieser Vorfall?" fragte die Königin ungeduldig.

„Es ist schwer zu sagen," antwortete die Motteville, „denn das Ende scheint erst jetzt zu spielen.

Der König sprach von Allerlei, aber vermied es Platz zu nehmen, statt dessen schien er die Gemälde an den Wänden zu studiren und strich fortwährend um die Prinzessin herum, beinah' — entschuldigen Majestät den Ausdruck, beinah wie ein Kunstkenner, der eine Statue von allen Seiten betrachtet — man könnte auch sagen — entschuldigen nochmals Majestät den Ausdruck, beinah' wie ein Kleiderkünstler, der prüfen will, ob eine Robe recht sitzt. Es war eigentlich ein drolliger Auftritt. Uebrigens schien der König noch etwas Besonderes auf dem Herzen zu haben, und ich entfernte mich deßhalb in aller Diskretion. Die anderen Kammerfrauen blieben zurück."

„Zwei Minuten darauf hörte ich die Thür jenes Zimmers zuschlagen, und es ging Jemand auf dem Korridor vorüber, ich war in eine Seitenkapelle geflüchtet, aber ich hörte, daß es der König war, denn er schlug mit der Reitpeitsche an seine Füße, wie es seine Gewohnheit ist. Seitdem habe ich Seine Majestät nicht wieder gesehen."

„Und wie erklären Sie sich dieses plötzliche Fortgehen?" fragte die Königin.

„Ich habe nur eine Vermuthung, Majestät. Seine Bewunderung der Prinzessin scheint in plötzlichen Abscheu umgeschlagen zu sein. Möglich, daß die Prin=

zessin ihrem Unmuth über dieß plötzliche Eindringen Ausdruck gegeben, und daß es zu einem Wortwechsel gekommen ist. Indeß ist gewiß einem präsumtiven Bräutigam von dem Range Seiner Majestät Manches erlaubt, was in jedem anderen Falle unverzeihlich wäre, allein die kleine Prinzessin scheint sehr verwöhnt zu sein, so daß sie vielleicht ihrem hohen Verehrer ihren wahren Charakter zu früh verrieth. Alles in Allem halte ich seine Entfernung für Absicht, zumal man noch einen andern Umstand für wahrscheinlicher halten dürfte, allein das Räthsel wäre unergründlich, wer ihm davon," und sie betonte dieß letzte Wort, „Nachricht gegeben haben sollte!"

„Wovon in aller Welt?"

Frau von Motteville neigte sich zur Königin, um ihr leise etwas zuzuflüstern, nachdem sie sich nochmals umgesehen, ob kein Lauscher in der Nähe sei. — Es ist ein schweres, wichtiges Hofgeheimniß: Die Prinzessin soll nämlich — —"

„Geben Sie sich doch keine Mühe," rief jetzt Frau von Beauvais, ohnehin indignirt, daß ihre Kollegin sie so unerwartet in den Schatten gestellt hatte — „was Sie wissen wollen als Geheimniß, ist ja ganz bekannt. Die Prinzessin soll nicht, sondern sie ist — —"

„Stille, stille,“ rief Königin Anna, sichtlich betroffen, nachdem sie bereits das gefährliche Geheimniß durch die Motteville erfahren. „Dieß würde allerdings etwas erklären, aber seine Abwesenheit dennoch nicht entschuldigen. Man muß annehmen, daß irgend eine Aeußerung der Prinzessin ihn gereizt haben kann. Allein, welche verzweifelte Situation! Man kann unsere Gäste nicht länger allein lassen, aber womit in aller Welt sie beschwichtigen? Ich bitte Sie, meine Damen, besinnen Sie sich auf einen schicklichen Vorwand, sei es was immer! Diese Affaire beginnt mir höchst lästig zu werden, ich möchte wünschen, diese unselige Reise niemals angetreten zu haben. Es ist entsetzlich — verhielte es sich wirklich so, so wären alle Pläne, alle Hoffnungen vereitelt. Uebrigens“ — und sie erhob sich hastig, „bleibt immer die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß eine Verleumdung im Spiel. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, dieses Projekt, welches uns hieher gebracht, ohne Weiteres aufzugeben. Lassen Sie uns eine weitere Entscheidung vorbehalten.“

Die Handbewegung der Königin deutete an, sich wieder in den Saal zu begeben.

In diesem Augenblick näherte sich jener Fremdling, welcher im venetianischen Mantel und in rothsammet-

nem Hut an jener Säule gestanden; er verbeugte sich vor den drei Damen, welche sofort ihre Masken wieder anlegten.

Hatte jener Fremdling vorher in einer fremden Sprache geantwortet, so sprach er jetzt plötzlich das geläufigste Französisch.

„Verzeihung, meine Damen, ich war so glücklich, einen kostbaren Fund zu thun und zwar in Ihrer Nähe.“

Königin Anna fuhr vor der unheimlichen Gestalt etwas betroffen zurück. „Mein Gott, jener Venetianer, der uns vorhin schon auf das Zudringlichste belästigte; bitte, fragen Sie doch, was sein Begehr ist.“

Frau von Beauvais wandte sich zu ihm.

Der Fremde ward eingeladen, sich näher zu erklären; er zog ein feines, mit Spitzen besetztes Gewebe aus seinem Mantel. „Dieß Tuch ist, wie Sie sehen, mit Lilien gestickt,“ sprach er, — „ich fand es hier vorhin, unzweifelhaft gehört es der Königin von Frankreich, und wie es scheint, habe ich das unschätzbare Glück, vor Ihrer Majestät selbst zu stehen.“

Frau von Beauvais trat zurück.

Königin Anna dagegen trat, als sie jene Worte hörte, unwillkürlich vor.

„Wer sind Sie, mein Herr, was wünschen Sie von uns?“

Der Fremde im venetianischen Mantel beugte leicht seine Kniee, und ohne seinen rothsammetnen Hut abzunehmen überreichte er das mit Lilien gestickte Tuch.

„Verzeihung, Majestät, daß ich mich auf diese Weise zu nähern wage, allein es handelt sich um ein Staatsgeheimniß, das Niemand früher als die Regentin Frankreichs erfahren darf, zumal Gefahr im Verzuge scheint.“

Kaum hatte die Königin das Tuch in ihrer Hand, als sie etwas Hartes darin fühlte; sie trat, indignirt über die Kühnheit, auf solche Weise ihr irgend eine Sache in die Hände zu spielen, zu dem nächsten Kandelaber. Der Fremde verweilte in demütigster Stellung.

Die Königin schlug das Tuch auseinander und entdeckte ein Etui, sie öffnete es und fand ein Pergamentblättchen, auf welchem ein Name geschrieben war, der ihr nicht ganz unbekannt schien, denn mit strahlender Miene trat sie wieder zu dem Fremden.

„Wie verhält sich das? Sie kommen unzweifelhaft aus Madrid?“

„Und bringe mehr, Majestät, als Ihre kühnsten Erwartungen einst wünschen konnten und wünschen mochten. Hier sind meine Kreditive“ — und er überreichte ein kleines Paquet Papiere mit seidener Schnur

ummwunden, — „und hier ein Bildniß der hohen Person, von welcher in meiner Vollmacht die Rede ist."

Die Worte, welche der Fremde sprach, waren so rasch und leise, daß selbst die Motteville und Beauvais nichts davon verstehen konnten.

Die Ueberraschung der Königin hatte den höchsten Grad erreicht, und in ihrer peinlichen Stimmung wegen der vereitelten Plane mit der Prinzessin von Savoyen schien eine völlige Wendung eingetreten zu sein. Mit freudigster Miene trat sie zu ihren Damen zurück.

„Diese Eröffnung ändert Alles, meine Damen, jetzt hoffe ich dennoch, die Partie zu gewinnen, nur die Karten sind gewechselt und Dame Coeur wird von Trumpf-Dame gestochen. Ich hoffe, Sie werden mit dem Kardinal reden, Don —" sprach sie zu dem Fremden, „doch nein, nicht hier, es würde neue Verlegenheiten hervorrufen, sondern erst, sobald wir nach Paris zurück sind. Auf Wiedersehen im Louvre."

Damit entließ sie huldvoll den fremden Gesandten, denn als solcher hatte er sich legitimirt, und kehrte mit ihren Begleiterinnen wieder in den Hauptsaal zurück. Der Fremde aber faßte abermals Posto an jener Säule. Die Beobachtung des Königs und seines Begleiters schien so viel Anziehendes für ihn zu

haben, daß er nicht müde wurde, seine Augen auf den beiden Gestalten unter dem Pavillon ruhen zu lassen.

Ludwig und Vardes hatten den ersten Theil jenes Auftritts — bis dahin, wo sich der Fremde nahte, mit sehr verschiedenen Empfindungen belauscht. Der König war keineswegs erbaut, daß ein Schritt, den er als letztes Auskunftsmittel in einer peinlichen Lage unternommen, dießmal sehr gegen seine Neigung unternommen, bereits im Munde dieser beiden Damen, — den lebendigen Chroniken des Hofes, war. Wer stand ihm dafür, daß diese „romantische“ Geschichte nicht morgen schon mit allerlei Verschönerungen und dichterischen Ausschmückungen zum Stadtgespräch wurde? Er würde sich hinsichtlich dieses Punktes weniger beunruhigt haben, hätte er gehört, wie Königin Anna noch nachträglich den beiden Hofdamen das strengste Schweigen über jenes erst so unliebsame, jetzt, wie es schien, völlig gleichgültige Ereigniß befahl.

Vardes wandte sich jetzt, da sie Beide wieder allein waren, lachend zum König.

„Eh bien, Sire. Das pikante Geheimniß, wie sich ein König von gewissen Unvollkommenheiten überzeugte, wäre also gelüftet, und jene Spottverse hätten in der That Recht behalten?“

„Sprich nicht mehr davon, Vardes," unterbrach ihn der König, indem er selbst nicht mehr wünschte, diesen Gegenstand berührt zu sehen.

„Aber was sagst Du dazu," fuhr er fort, indem er auf jenen Fremden deutete, „wer ist dieser Mensch, was kann er von meiner Mutter wollen? Diese sonderbare Audienz will mir nicht gefallen."

„Vielleicht ein Venetianer — Sire" — entgegnete Vardes, — „jedenfalls Staatsgeschäfte. Die Republik von San Marco liebt es einmal, geheimnißvolle Schleichwege zu machen, wo andere Mächte offen reden. Wer weiß, was die hohe Politik im Augenblick in ihren Kesseln siedet und schmort."

„Staatsgeschäfte meinst Du — hohe Politik," lachte Ludwig, „bah, das interessirt mich wenig. Komm', komm', ich bin des Verstecks wahrhaftig müde — Musik und Wein — Tanz und Frauen! Himmel, sind die Verfolgungen noch nicht zu Ende? Die Masken vor, Vardes! Da kommt die alte Eminenz wahrhaftig selbst. Das reine Märchen von dem Birnenschütteln. Es schickt der Herr den Jakob aus — und so weiter und keiner kam zurück. Grade ihm möchte ich heut' am Wenigsten begegnen, denn es gäbe ein Rencontre zwischen uns — noch einmal die Karten. Verwünschte Falle das!"

Unwillig stampfte sein Fuß auf den Teppich, und seine Hand begann die Karten zu mischen.

In der That war es Mazarin selbst, der in Begleitung seines Spürhunds, des kleinen Abbé Brousse, langsam herankam und mit blitzendem Adlerblick alle Säle, Gänge und Winkel der weitläufigen Räumlichkeiten durchflog. Nicht umsonst hatte er sich vorher den Rosenkranz des Marquis von Vardes gemerkt. Kaum entdeckte er jetzt denselben wieder, als er seinen Schritt mäßigte und seinem Begleiter zuflüsterte „Heureka — gefunden, wo Pythias ist, muß auch Damon sein,“ und rasch zu dem Spieltische tretend, wo Ludwig und Vardes scheinbar eifrig ihre Trümpfe ausspielten, sagte er mit scharfem Tone:

„Sire, wozu dieß unwürdige Maskenspiel. Ich erlaube mir, Sie daran zu mahnen, weßhalb wir überhaupt hier in Lyon sind.“

Mit einem Ruck riß Ludwig seine Larve vom Antlitz und warf den Domino ab.

„Und ich, Kardinal, kann Ihnen kein Geheimniß daraus machen, daß ich im höchsten Grade unzufrieden mit Ihnen bin. Sie sind — Sie sind in Ungnade!“ setzte er hinzu.

„Sire, zum ersten Male höre ich diese Sprache,“ erwiederte Mazarin mit festem, fast drohendem Tone.

Aber Ludwig, zuerst zwar erschrocken von seiner eigenen Stimme, aber ermuthigt von dem feurigen Weine, den Bardes seinem Befehl gemäß ihm vorher kredenzt hatte, fuhr energischer fort:

„Wer hat uns mitten im Winter hieher nach Lyon dirigirt, ohne uns nur zu fragen? Wer hat über meine Neigungen und über meine Zukunft verfügt, ohne meinen Willen nur in Anschlag zu bringen?"

Mazarin lächelte und erwiderte mit unterwürfigster Artigkeit:

„Wer dieß gethan, wollen Majestät wissen. Die Antwort ist sehr einfach, denn es war Niemand Anderes, als die Staatsraison — die Nothwendigkeit."

„Die Nothwendigkeit! wahrlich eine Göttin, die schon Vieles hat büßen müssen. Gab es wirklich keine andere Prinzessin in ganz Europa," fuhr er leiser fort, „als eine solche, die mich den Bemerkungen der Höfe, ja selbst dem Spotte der Unterthanen preisgeben muß!" Er sagte das mit unterdrücktem Tone, aber in seiner Stimme vibrirte der volle Zorn.

„Ich verstehe in der That nicht," erwiederte Mazarin mit weichstem, gütigstem Tone.

„So lesen Sie dieß!" rief Ludwig und reichte dem Kardinal jenes verhängnißvolle Blättchen, welches aus dem rothen Buche desselben seinen Weg genommen.

„Davon wußten Sie!" fuhr der König fort, während Mazarin las, „davon mußten Sie wissen in Ihrer bekannten Allwissenheit!"

Der Kardinal heuchelte das indignirteste Erstaunen, als er die Zeilen überflog, dann schien er nachzusinnen und sich zu sammeln und endlich seine Sprache wiederzufinden.

„Sire," sagte er, „dieß scheint eine unerhörte Intrigue zu sein, wenigstens eine namenlose Verleumdung, denn mir ist von einer solchen Unvollkommenheit nichts bekannt, und es würde auch schwer zu erweisen sein, wenn sie wirklich existirte. Allein selbst angenommen, ich hätte darum gewußt, und die Sache wäre keine Unwahrheit, so hätte ich dennoch so handeln müssen, Majestät, wie ich gehandelt habe, denn der angeführte Grund ist viel zu unbedeutend, um vor den höchsten Rücksichten überhaupt in Betracht zu kommen. Die Prinzessin von Savoyen ist Ihnen ebenbürtig, sie ist liebenswürdig und stammt aus ruhmvollem, altem Hause. Sie selbst, Sire, waren heute von ihrem Geist entzückt und würden eine so unbedeutende Unvollkommenheit sicher ebenso schnell vergessen, wie die geistreiche Gemahlin Scarrons. Die Grenzen, in welchen das Leben und die Wahl der Fürsten eingeschränkt sind, waren allezeit heilig und

sind mit weiser Voraussicht der Weltordnung vorgezeichnet. Ich will allerdings nicht behaupten," setzte er mit jesuitischer Gewandtheit hinzu, „daß man wie über Anderes nicht auch über diese Grenzen sich hinwegsetzen dürfe und könne, doch dieses verhängnißvolle Privilegium ist jedenfalls anderen Zeiten und anderen Sitten und auch dann nur ganz außerordentlichen Naturen vorbehalten."

„Bravo, Eminenz," rief Ludwig mit bitterem Tone, „ich danke für dieß ausgesuchte Kompliment. Denn zu einer außerordentlichen Natur, scheint es, hat man uns nicht rechnen noch dazu erziehen wollen."

„Sire suchen in meinen Worten, was nicht darin liegen konnte noch sollte," erwiederte Mazarin abwehrend. „Das Herz allerdings sucht Vieles in der Ferne, was oft die Nähe ihm zu gewähren scheint, allein, Sire, ich rede jetzt als Kardinal und Minister, die Könige Frankreichs haben in allen Jahrhunderten bisher niemals diese von Gott selbst gesetzte Schranke zu ignoriren gewagt, ja selbst Karl der Große — angeblich aus unebenbürtiger Ehe entsprungen, wollte diese Freiheit seinen Söhnen nicht gewähren; daß er es seiner Tochter schließlich erlaubte, ist nur ein Beweis für mich, denn die Söhne Eginhard's hätten niemals Rechte auf die Thronfolge erheben dürfen!"

„Sie haben mich wohl zum Besten, Eminenz,“ erwiederte Ludwig mit gerunzelten Brauen. „Vielleicht waren deßhalb also die Fenster Ihrer Wohnung heute Morgen geschlossen, um mich vorsorglich nicht daran zu erinnern, was mein Herz vielleicht in der Nähe hätte suchen sollen, um Ursache zu haben, auf alle Güter der Ferne zu verzichten. Spiel und Intrigue auf beiden Seiten also, aber Sie sollen es erleben, Eminenz, daß ich den historischen Lehren Ihrer Schule und Ihrer beredtsamen Weisheit entwachsen bin. Ich bin im Stande und lasse meine Pferde satteln, um noch in dieser Nacht nach Paris abzureisen!“

„Das werden Sie nicht thun, Sire,“ sagte eine wohllautende, sonore Mädchenstimme neben ihm. Es war Maria Mancini, die in Begleitung von Olympia und Hortensia jetzt zufällig auf den Korridor trat, in dessen Mitte sich jener Pavillon mit dem Granatenhain befand. Die drei Schwestern waren im Begriff, den Ball zu verlassen, um keine Ursache weiter zu einer Störung zu geben. Maria Mancini hatte sich nach jenem heftigen Auftritt mit den fremden Herzoginnen in eines der Seitengemächer führen lassen, wo sie, mit einer Ohnmacht kämpfend, lange Zeit verweilte. Aller freundliche Zuspruch ihres Begleiters, des Herzogs von Lothringen, ging wirkungslos an

ihrem Ohre vorüber, ja sie bat ihn zuletzt, zu schweigen, wenn er sie nicht noch kränker machen wolle.

Erst nachdem sich die Schwestern wieder gefunden, ward berathen, was zu thun sei. So gern Olympia und Hortensia noch geblieben wären, so entschied doch der feste Wille Mariens, die um keinen Preis mehr den Ballsaal betreten wollte, sondern drängte, nach Hause zu kommen.

Jetzt waren sie unerwartet auf dem Korridor in die Nähe Ludwig's gerathen, und seine heftigen Worte hatten Maria veranlaßt, stillzustehen. Daß sie sich einmischte, geschah fast unwillkürlich. Die Wirkung ihrer Worte war augenblicklich.

„Maria, meine Fee, mein guter Genius," rief Ludwig und ergriff ihre Hand.

„Wäre ich das," erwiederte Maria, „so wäre ich in der Lage, Ihnen eine strenge Rüge ertheilen zu müssen. Sire, ist es einem König, einem Edelmann selbst gestattet, eine Braut zu vernachlässigen, die man mit Begeisterung und aufrichtiger Herzlichkeit empfangen hat? Die arme Prinzessin muß glauben, daß plötzlich alle Welt wider sie verschworen sei."

„Maria, Sie sprechen für sie?"

„Muß ich es nicht, Sire? Sie selbst als König möchte ich in Schutz nehmen gegen Ludwig den Unge-

treuen. Sire, wenn ich jemals für Ihre eigene Ehre gefühlt habe, so ist es an diesem Abend. Verzeihen Sie meine Kühnheit und meine Sprache, aber ich muß es Ihnen sagen, Sire, daß man sich seines Ansehns und seiner Pflichten würdiger betragen konnte. Nochmals, verzeihen Sie, aber Sie haben mir unter dem Namen der Freundschaft einst ein Recht gegeben, offen und wahr gegen Sie zu sein!"

„Fahren Sie fort, Maria, fahren Sie fort," rief Ludwig, „Sie wissen es nicht, wie schön Sie sind in Ihrer Erregung!" Und in der That stand die junge Italienerin, in deren Seele so widerstreitende Empfindungen kämpften, wie ein zürnender Cherub vor ihm.

„Sire, wenn meine Worte Macht hätten Sie zu rühren, wenn ich im Namen jener Freundschaft, die Sie mir einst schenkten, Sie beschwören darf, so bestehe ich darauf, daß Sie jetzt Ihre Braut keine Minute mehr auf Sie warten lassen, vielmehr ihr Abbitte leisten für die Versäumniß. Darf ich Sie zur Prinzessin führen? — Sie sehen mich entschlossen."

„Sie wollen mich führen, Maria? — Ja, Sie sollen mich führen; reichen Sie mir Ihre Hand, meine Freundin." Widerstandslos überließ Maria ihre kleine Hand dem galanten König, in dessen Worten

eine versteckte Laune, ein plötzlicher Einfall verborgen zu sein schien.

Mazarin, der mit geheimem Wohlgefallen diese Scene beobachtet hatte, trat jetzt dem König entgegen.

„Sire — die Dehors! ich glaube, hoffen zu dürfen, daß Sie keine Beleidigung unserer Gäste wagen.“

„Pardon, Eminenz, ich werde Ihren Rath allzeit würdigen, sobald ich seiner bedarf,“ war die etwas ungnädige Antwort. „Wünschen Sie in der That das Amt des Ceremonienmeisters, so würden Sie zuvor tauschen müssen; ich glaube nicht, Eminenz, daß Sie das gleiche Glück darin hätten, wie in der Politik. Ihre Bedenken verstehe ich nicht, und diesen zum Trotz werde ich den Ball eröffnen mit keiner anderen als mit Maria Mancini. Das ist heute meine Pflicht! Bis zu diesem Augenblick hat noch Niemand in der Welt das Recht, sich meine Braut nennen zu dürfen. Meine Hand, Eminenz, gehört der Dame allein, der ich sie schenken werde ohne fremde Vermittlung. Folgen Sie mir, Maria. Wenn Sie mir diese Gunst gewähren, so erfülle ich vielleicht später Ihren Wunsch, Sie zur Prinzessin von Savoyen zu führen und ihr einige freundliche Worte zu sagen. Die Parole des Augenblicks heißt zum Tanz! en avant, Messieurs!“

Maria Mancini stand wie angewurzelt. Diese

Wendung entzückte und erschreckte sie zu gleicher Zeit, und auch eine Ehrgeizigere als sie hätte sich von dieser Bevorzugung befriedigt erklären dürfen. Um keinen Preis hätte sie in ihrer Bescheidenheit und Resignation die Ursache einer offenen Kriegserklärung gegen den Hof von Savoyen sein mögen, so heiß auch ihr vorher so tief verwundeter Stolz nach einer Rache lüstern sein mochte. Dennoch war sie im Begriff, den Wunsch des Königs abzulehnen, allein die Würfel waren im Rollen. Im Augenblick, wo sie sich abwandte, um diesem unseligen Fest der Demüthigungen, so wie der Leidenschaft des Königs zu entkommen, erschien auf der Estrade des Saales zur Seite jenes offenen Pavillons der savoyische Hof, Madame royale mit ihrer Tochter und ihrem Sohne.

Ihnen zur Seite folgte Königin Anna, mit ihren Hofdamen, alle drei bemüht, mit beschwichtigenden Worten die erzürnten Gäste zu versöhnen. — Beim Anblick jenes unerwarteten Tête à tête im Pavillon blieb Madame royale stehen und deutete, ohne ein Wort zu sagen, mit ihrem Fächer auf jene Gruppe.

Königin Anna, deren Ausflüchte und Entschuldigungen sich bereits in die rettungslosesten Widersprüche verwickelt hatten, glaubte trotzdem noch jetzt einen Versuch wagen zu müssen, den Schein zu wah-

ren, um die verlorene Sache der Fremden nicht vollends zu vergiften. — Man bewegte sich, ohne ein Wort zu verlieren, bis in die Gegend des Pavillons, und hätte die zahlreiche Gesellschaft nach den äußerlich lächelnden und strahlenden Mienen dieser Damen urtheilen wollen, so hätte sie wohl glauben können, lauter Glückliche und Fröhliche vor sich zu sehen.

„Mein Sohn,“ sagte die Königin mit unterdrückter Stimme zum König, „wohin enteiltest Du? alle Maskenfreiheit in Ehren, aber man scheint sich in der Person getäuscht zu haben, Prinzessin Margarethe erwartet noch immer ihren Kavalier zum Beginn des Balles. Erweise ihr diese Gunst,“ flüsterte sie ihm unhörbar zu, „und damit abgethan.“

„O man sieht ja,“ fiel die Madame royale mit liebenswürdigster Freundlichkeit ein, „Seine Majestät scheint sich bereits engagirt zu haben — vielleicht frühere Verpflichtungen von einem früheren Balle, natürlich gehen diese den jüngeren Rücksichten vor, das ist ganz in der Ordnung. Komm', meine Tochter,“ sagte sie leise zu derselben, „wir scheinen hier bereits vollkommen überflüssig zu sein.“

Maria's Mitleid mit der Gekränkten und Zurückgesetzten war in diesem Augenblick stärker als ihr Triumph.

„Königliche Hoheit," erwiederte sie schnell, indem sie ihre Hand der des Königs entzog und sich verneigte, „Königliche Hoheit kommen uns glücklicher Weise entgegen. Seine Majestät lieben die Scherze und kleinen Neckereien des Maskenspiels. Man hat ihn hier aufgehalten, aber er war soeben auf dem Wege zu Ihnen und bereut es aufrichtig, kein besserer Wirth heute gewesen zu sein. Sie werden ihm die Verzögerung sicherlich nicht in Ihrer Huld entgelten lassen."

„Man muß gestehen," antwortete sofort die Herzogin von Savoyen auf jene scherzenden Worte — „man bedient sich sehr anmuthiger Herolde in Frankreich. Die Sitte ist ebenso pikant als neu, des Königs Willen durch den Mund der Nichten eines Kardinals verkündigen zu lassen. Nicht wahr, meine Tochter, wir hätten auf solche graziöse Vermittlerinnen durchaus nicht gerechnet — auf Vermittlerinnen, die Glaubens sind, es lasse sich in dem Wirrsal dieses Lebens besser auf Wegen gehen, dic schon oft betreten wurden, als auf ganz ungebahnten. Ich weiß nicht, ob man auch in Herzensangelegenheiten die Fußstapfen der Vorangegangenen als ein Glück preisen darf. Sie werden Ihre Pflicht erfüllen, Sire?" fragte sie mit so lächelnder Miene, als habe sie die verbindlichste Schmeichelei gesagt, während ihre Augen funkelten.

Ludwig ging auf diesen Ton ein. „Wie meinen Sie, Madame royale, Pflicht — o, scheint man wirklich einem Wildling so frühe schon den Zügel umwerfen zu können? — Diese Unmündigkeit wäre unsererseits in der That etwas zu weit ausgedehnt. — Dank meinem holden Genius," flüsterte er zu Marien, „daß ich meine Freiheit noch besitze."

Madame royale sah sich einen Moment lang zerstreut im Saale um. „Die Luft ist entsetzlich schwül," sagte sie dann, „möchte man nicht eine Thüre öffnen?" — Dann sich zur Königin Anna wendend, sagte sie: „Ich glaube, Majestät, unsere Affaire als beendet ansehen zu dürfen."

Dann trat sie dicht vor den König, und wenn auch ihre Miene die ewig lächelnde blieb, klang ihre Stimme jetzt weniger weich und artig.

„Sire," sagte sie, „wir sind durchaus nicht gekommen, uns in eine Konkurrenz einzulassen. Hätten Sie einen Geschichtschreiber an Ihrem Hofe, der der Nachwelt die merkwürdige Historie dieser Reise erzählte, so würde er sagen müssen, vorausgesetzt, daß er unparteiisch wäre: Man trieb mit dem Hofe von Savoyen ein Spiel, das man unwürdig nennen durfte. Komm', meine Tochter!" und Margarethen rasch an der Hand ergreifend, rauschte sie davon wie eine stolze

Galeere, welche bei einbrechendem Sturm das hohe Meer zu gewinnen sucht, um den Klippen des Strandes zu entkommen.

Mit dem Lächeln der Verlegenheit und des Bedauerns folgte ihr Königin Anna mit ihren Hofdamen, doch ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können, daß die Königin aufathmete, und ein Strahl der Freude über ihr Antlitz flog, als sie sich unbeobachtet glaubte.

„Hörst Du, Maria!" sagte jetzt Ludwig, wie von einem Alp befreit — „Dich, meine Gottheit, wagen diese Marmottes zu beschimpfen — o Sie haben recht, Eminenz!" rief er dem Kardinal zu. „Das Herz soll nicht in der Ferne suchen, was ihm die Nähe gewähren kann. War ich mit Blindheit geschlagen oder im Bann einer Unentschlossenheit und Schwäche befangen? Du, meine Königin Maria, leitetest meine Gedanken und schlossest mir Bahnen auf, und ich Undankbarer konnte an eine Andere denken." — Seine Stimme sank zum Flüstern. — „Dich bet' ich an und keine andere Göttin neben Dir. Vorwärts, meine Herren. Cendrillon ward von der Fee geführt. Wir wollen tanzen bis an den lichten Morgen!"

Und im Getön der Pauken, im Schmettern der Trompeten führte der junge König Maria Mancini,

die sich jetzt widerstandslos ergab, in den Festsaal zurück zum Menuet und zur Gavotte.

In der Mitte des Pavillons, gleichsam auf einem Balkon, von wo er hinunterschauen konnte in den belebten Tanzsaal, stand jetzt Mazarin, der allmächtige Minister. Seine Arme waren über der Brust gekreuzt. Ein unsagbarer Ausdruck von Schlauheit, List und zugleich des Triumphes zuckte in seinem Mienenspiel.

Mit schüchternem Lächeln nahte sich ihm jetzt seine Nichte Olympia, Gräfin von Soissons.

„Ich gratulire, Oheim Eminenz. Sie haben die Partie gewonnen."

„Sie sind ein Meister, Eminenz," fügte der Graf von Soissons bei, der gleichfalls seine Huldigung darbrachte, unwissend, welche wichtige Rolle er bei der Entscheidung selbst gespielt hatte. „Maria Mancini wird also Königin von Frankreich sein. Wann setzen Eminenz den Hochzeittag fest?"

In anderem Tone sprach Vardes, der Clown des Königs. „Sollte ich einst eine feine Handschrift brauchen, Eminenz, für anonyme Briefe, für boshafte Epigramme und dazu einen Pagen schwarz mit Gold — so werde ich mich an Ihre Regie wenden. Sie haben doch noch Ueberfluß an Kostümen und Epigrammen?" Bevor noch der erzürnte Kardinal erwiedern konnte,

war der lose Spaßvogel verschwunden, der von Allen allein den Zusammenhang der Dinge durchschaute.

Mazarin blieb allein mit dem Abbé Brousse, der gleichgültig ein Spiel Karten mischte und die Aufforderung zu erwarten schien, eine Partie zu beginnen.

„Die Würfel sind gefallen," sagte Mazarin, „aber fast zu plötzlich, um an den Sieg zu glauben. Seltsame Geschöpfe, diese Menschen, die sich Herren der Schöpfung nennen. Man muß Euch scheinbar zum Gegentheil treiben, um Euch zu schulen, daß Ihr unseren Willen vollzieht! Eine mysteriöse Lehre! Macht es das Schicksal vielleicht mit uns ebenso, um die träge Materie zu stacheln und nach seinem Willen zu leiten? — Wer kann dann sagen, er sei frei und Herr seiner Entschlüsse? Wer kann sagen, er kenne sich, und seine Thaten seien seine eigenen Werke? Wir treiben, und sind getrieben, wir bauen und sind selbst Bausteine. Was wir erreichen und erringen, gehört nicht unserer Stärke, was wir verlieren, ist keine Schuld unserer Schwäche, so wenig die Schachfiguren schuld sind an ihrem Sieg oder an ihrer Niederlage — ein Räthsel, das uns demüthig machen muß vor den unbekannten Mächten." Dann wandte er sich rasch zu dem schweigsamen Abbé.

„Trotz alledem ist mir die Königin unbegreiflich.

Zuerst dieser Eifer und jetzt beinahe Gleichgültigkeit gegen das Gelingen oder Mißlingen. Was meinen Sie, Abbé?"

„Ich sinne über dasselbe Mysterium nach, Eminenz," antwortete demüthig der Gefragte, ohne zu wagen, seinen Blick zu erheben. „Stellen Sie sich vor, ich hörte vor einigen Minuten eine noch merkwürdigere Aeußerung. Frau von Motteville schien es zu beklagen, daß diese glänzenden Hoffnungen vereitelt seien. — O, im Gegentheil, erwiederte die Königin, ich bin froh, daß diese Savoyarden fort sind, und daß es so hat kommen müssen, die Alte ist eine Komödiantin und die Tochter eine Wachsfigur."

„Sagte sie das, sagte sie das selbst, Abbé —? Seltsam — aber ich bleibe dabei, es muß noch ein besonderer Grund vorhanden sein. So rasch kommt man von Lieblingsideen nicht zurück. Strengen Sie Ihren Spürsinn an, Abbé, ich muß hinter die Wahrheit kommen — gehen Sie, forschen Sie, ich erwarte Sie morgen in meinem Kabinet." Und der Abbé verabschiedete sich sofort, ohne seine Augen zu erheben. Mazarin ging noch lange in Nachdenken versunken auf dem Korridor auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt.

„Sollte die Königin ahnen, daß dieser Sieg meiner

Nichte mehr als ein Scherz, daß Ernst daraus werden könnte — unmöglich — undenkbar. Ich finde in aller Welt den Grund nicht, weßhalb sie ihren Bourbonenstolz plötzlich gebeugt haben sollte zu Gunsten einer Mancini — einer einfachen Mancini. Hier muß ein anderes Geheimniß verborgen sein — —"

Die Lösung des Räthsels ließ nicht lange auf sich warten.

Als Mazarin in den Saal zurück wollte, trat ihm der Herzog von Savoyen entgegen, der Bruder Margarethens. Sein Blick ruhte mit drohendem Ausdruck auf dem Kardinal, sein Gang war fest, und zugleich zuckte ein höhnischer Spott um seine Lippen.

„Auf ein Wort, Eminenz."

Mazarin erschrak innerlich vor der drohenden Haltung des jungen Fürsten; doch blieb seine Haltung artig und zuvorkommend, wie immer.

„Was beliebt, Herr Herzog?"

„Ich komme, Ihnen zu melden, daß der Hof von Savoyen, wie Sie wissen, den Ball verlassen hat, und morgen aus Lyon abreisen wird."

Mazarin bewegte seine Schultern mit heuchlerischem Bedauern.

„Wäre es möglich, Herr Herzog, um einer flüchtigen Laune des Königs willen — einer Laune, die

vorübergehen wird, und welche Niemand lebhafter bedauern kann, als gerade ich!"

„Keine Verstellung mehr, Eminenz," entgegnete der Herzog mit etwas rauherem Tone. „Schützte Sie nicht der Kardinalshut und den König das Wappen der Lilien, so würde das Kreuz von Savoyen für diesen Affront auf andere Weise Rechenschaft verlangen. Einstweilen fordere ich von Ihnen Erklärungen!"

„Erklärungen von mir, Herr Herzog? Was in aller Welt soll ich Ihnen erklären?"

„Wie kommen Sie dazu, die Ehre und Würde unseres alten Hauses der Medisance Europas preiszugeben? Ich weiß nicht, ob ein Kardinal von Frankreich so hoch steht, daß er auf immer ein Privilegium besäße, nicht einst ein Gleiches zu erfahren!"

Mazarin kamen diese Drohungen eines jungen Prinzen aus keineswegs reichem oder mächtigem Hause fast komisch vor; trotzdem wußte er nicht, was noch folgen könne und in der Absicht, den unberufenen Mahner einzuschüchtern, erhob er sich in seiner ganzen Würde, und seine Hand streckte sich bedeutungsvoll nach oben, aber der Herzog ließ ihn noch nicht zu Worte kommen.

„Erheben Sie Ihre Hand nicht, Eminenz. — Nichts liegt mir ferner, als unfruchtbare Drohungen; die

Nemesis geht ihre eigenen Wege, und die Fronde, denk' ich, hat Ihnen wiederholt bewiesen, daß auch ein Mazarin nicht unerschütterlich steht. Mir liegt an anderen Dingen, und wenn man, wie es heißt, dem Gegner goldene Brücken baut, so sollten Sie uns wenigstens die Ursache dieser plötzlichen Wendung nicht vorenthalten!"

„Mein theurer Herr Herzog," sagte jetzt Mazarin wieder in der geschmeidigsten glatten Artigkeit, „ich begreife, ich entschuldige sogar Ihre auffallende Erregtheit, allein ich brauche wohl kaum darauf hinzudeuten, daß wir uns in Betreff dieser delikaten Angelegenheit im Voraus weder binden wollten, noch konnten. Sie scheinen zu vergessen, daß Ludwig der Vierzehnte ein König und Souverän ist, dieß will sagen, daß er immer Herr seiner Entschließungen bleibt, die wir ihm unmöglich mit Gewalt aufdringen oder entreißen können!"

Der junge Herzog fühlte den Stich, der in diesen Worten lag, denn er selbst spielte neben seiner Mutter, der Herzogin Regentin, eine sehr unselbständige Rolle, obschon in Wirklichkeit seine Stellung vielleicht freier war als die König Ludwig's, auf dem das doppelte Joch seiner Mutter und des Kardinals lastete.

„Wir wollen nicht untersuchen, Eminenz," erwie-

derte er, „wer freier ist, ob ein Scheinkönig oder ein Herzog, der eine Mutter und ihre Grillen, aber keinen herrschsüchtigen Kardinal als Tyrannen zu respektiren hat. Es ist wahr, ich habe meiner Mutter vom ersten Augenblick an abgerathen, diesen Schritt zu wagen, und ebenso war der Staatsrath von Piemont der Meinung, daß die Reise besser unterbliebe. Dennoch folgte man der gleißnerischen Einladung, denn wir hatten natürlich nicht die geringste Ahnung, daß Sie, Eminenz, und Spanien unter einer Decke spielten."

Wie ein Donnerschlag traf dieß Wort den sonst so allwissenden Kardinal.

„Mit Spanien? Sie scherzen wohl, Herr Herzog."

„Nicht ganz so rücksichtslos, als Ihre berechnete Einladung zu dieser fatalen Brautreise zu scherzen beliebte. Sie wollen es offenbar nicht wissen, daß ich nicht von Piemont kam, sondern von Marseille. Ich machte diese Reise jedoch nicht allein. Bald einige Stationen vor mir, bald hinter mir, rollte ein geschlossener Reisewagen — nur ein einzigesmal, als nach starkem Schneegestöber die Sonne wieder erschien, sah der Kopf des Passagiers aus dem Schlage; ich habe ihn so eben, da man die Masken abgenommen hat, wieder erkannt in jenem Venetianer mit dem rothsammetnen Hut."

Mazarin's Interesse war auf das Höchste gespannt. „Aha, mein Unbekannter," flüsterte er, „ich darf diesem Abbé Brousse nichts mehr überlassen. Die Jagdhunde verlieren den Spürsinn, wenn sie alt werden."

„Nun jener Venetianer? — es wird interessant, Herr Herzog, bitte, fahren Sie fort."

Der Herzog fixirte den Kardinal einen Augenblick, denn diese Unruhe und Neugier war für einen so gewiegten und allwissenden Diplomaten dennoch übertrieben.

„Meine Bedienten, welche neugieriger waren als ich," fuhr er fort, „haben es unterwegs schon herausgebracht, daß mein geheimnißvoller Reisegefährte kein Anderer war, als Don Antonio Pimentel, und daß er nichts Geringeres bringt, als die Hand der Infantin Maria Theresia von Spanien für Ludwig den Vierzehnten. Und es war nur eine Ironie des Schicksals oder ein lächerlicher Witz des Zufalls, daß wir zur gleichen Zeit, am selben Tage in Lyon anlangen mußten. Aber, Eminenz," fuhr der Herzog fort, als er die Veränderung in den Zügen des Kardinals sah, „stellen Sie sich doch nicht so, als ob ich Ihnen damit etwas Neues sagte. Wahrhaftig, Ihr Erschrecken und Erblassen ist so täuschend wahr gespielt, daß man beinah daran glauben könnte!"

Nur mühsam erholte sich Mazarin von diesem unerwarteten Schlage, der ihm mit einem Male den Zweck des geheimnißvollen Gesandten, sowie das auffallende Benehmen der Königin erklärte, die bereits von diesem Antrag zu wissen schien und nur deßhalb so leichten Herzens das Scheitern der savoyer Aussichten verschmerzt hatte. Und Alles das hinter seinem Rücken, Alles ohne ihn zu fragen oder zu Rath zu ziehen. Dieses Uebergehen, dieses Zeichen von Mißtrauen von Seiten der Königin schmerzte den stolzen Minister ungleich tiefer, als die diplomatische Schlappe, die er durch die Schlauheit des Spaniers erlitten zu haben schien. In der That war es ein alter Lieblingswunsch der Königin Anna, durch die Verbindung Ludwig's mit ihrer Nichte Maria Theresia ein dauerndes Band mit dem Hause Habsburg zu knüpfen und den blutigen Kriegen zwischen beiden Dynastieen endlich einen Abschluß zu geben. Mazarin konnte voraussetzen, daß auch nur die leiseste Hoffnung dieser Art, das entfernteste Anerbieten gewiß mit beiden Händen von der Königin Anna angenommen werden würde. Gleichwohl durfte er sich nicht die Blöße geben, als erfahre er durch diese Mittheilung etwas Neues, ihm Unbekanntes.

„In der That, Herr Herzog," sagte er jetzt mit der kunstvollen Miene eines Ertappten und Ueberrasch-

ten, „da Sie es denn wissen, will ich es nicht leugnen, allein diese Verhandlungen schweben so sehr noch in blauer Ferne und sind so vager Natur, daß ich Ihnen mit Vergnügen das Versprechen gebe, unsere Unterhandlungen wegen Prinzessin Margarethe wieder anzuknüpfen, falls die Sache mit Spanien sich zerschlagen sollte, was mir nicht nur sehr wahrscheinlich, sondern auch höchst wünschenswerth dünkt.“ Mit den letzten Worten sprach Mazarin die reine Wahrheit; nichts war so sehr sein sehnlichster Wunsch, als diesen heillosen Don Pimentel zusammt seinem Antrag auf den untersten Grund der Hölle schleudern zu können. Der Herzog verbeugte sich.

„Eminenz scheinen dennoch ganz ungewöhnlich erregt zu sein,“ und in seiner Stimme lag eine unverholene Ironie, „ja, erregt zu sein, daß man Ihnen beinah mehr condoliren möchte als uns. Für Ihre gütigen Verheißungen meinen verbindlichsten Dank. Es ist doch immer etwas nach so viel Bemühungen, Beschwerden und Entschließungen. Ich verzeihe Ihnen vollkommen und tröste mich mit dem Gedanken, daß auch der gewiegteste Intrigant eines Tages seinen Meister findet, und im Augenblick, wo er Alles gewonnen wähnte, sieht er Alles verloren. Das ist tragisch allerdings, aber auch komisch, finden Sie nicht auch, Eminenz? —“

„Adieu Frankreich!“ rief er dann, „ich verlasse Dich ohne Bedauern für immer!“ und mit ironischer Verbeugung vor dem Kardinal war er verschwunden.

Mazarin sah ihm nach. Mit Blitzesschnelle spiegelten sich auf seinen greisen Zügen die Affekte der Enttäuschung und Erbitterung, der Schlauheit und der Entschlossenheit, aber vor Allem auch die erwachende Heldenkraft. „Du hast unrecht, mein kecker Fanfaron,“ rief er dem Herzog nach. „Mazarin hat schon andere Stürme bestanden. Was er noch jemals gewollt, das hat er auch stets unfehlbar erreicht — es sei denn, daß er es selbst zerstören mußte, weil er es selbst zerstören wollte.“

3.

Der Kampf um den Pantoffel.

Quanto parentes sanguinis vinculo tenes Natura!
Seneca.

Les plus grands clercs ne sont pas les plus fins.
Regnier.

Es war im Januar des folgenden Jahres.

Der Aufenthalt in Lyon hatte sich dennoch bedeutend länger hinausgezogen — in Wahrheit veranlaßt durch die Zähigkeit der Madame royale, welche am Tage nach jenem Feste trotz alledem und alledem die Hoffnung nicht aufgeben wollte und ihre Erfüllung mit Gewalt durchsetzen zu können vermeinte. Die Chronisten sagen: ihre Verzweiflung über das gescheiterte Unternehmen sei so groß gewesen, daß sie „mit dem Kopf gegen die Mauer rannte.“ Mazarin's Galanterie wußte gegen diese Aufregung ein wirksames Mittel zur Milderung ihres Schmerzes; er überreichte ihr ein Paar Ohrgehänge, mit denen sie sich bereits am nämlichen Abend schmückte, und mit diesem Schmuck scheint

sich ihre gewöhnliche gute Laune wieder eingefunden zu haben. Ein mit so viel Würde ertragenes Unglück wollte jedoch die Königin Anna keineswegs rühren, sie machte sich vielmehr über Frau von Savoyen lustig und sagte bei ihrer Abreise, sie sei sehr zufrieden, diese Verhältnisse los zu sein.

Endlich aber trat der Hof den Rückweg an, und trotz der Winterkälte reisten Ludwig und seine unerschrockene Gefährtin wieder zu Pferde.

In Paris war das enge Verhältniß des Königs zu Maria Mancini bald zum öffentlichen Geheimniß und drängte sich immer mehr in den Vordergrund. Jeden Tag liefen neue Anekdoten über diesen Verkehr im Volke um*), welches diese Verbindung mit mißtrauischen Augen betrachtete, denn was Mazarin's Werk war, mußte geheime Zwecke haben und zwar auf Kosten des Volkes, und daß er jetzt den König zu seinem Neffen machen könne, wie die Königin Anna angeblich zu seiner in heimlicher Ehe angetrauten Ge-

*) Statt aller Anekdoten nur eine und zwar aus den Memoiren Mariens: „In einem Baumgang des Bois le Vicomte, wo ich ziemlich rasch ging, wollte mir der König die Hand geben, und es geschah mir, daß ich meine Hand leicht an seinem Degenknopf streifte, da riß er mit reizendem Zorne den Degen aus der Scheide und — warf ihn weg."

mahlin, das schien doch den Gipfel aller Kühnheit zu übersteigen.

Indeß war es noch nicht so weit.

Königin Anna hatte bisher geschwiegen und schien ein Auge zugedrückt zu haben; allein dieses Schweigen konnte auch alles Andere leichter bedeuten, als etwa Zustimmung zu den Planen des allmächtigen Kardinals.

Eines Tages war es, als man in der Gallerie des Louvre, wohin der ganze Hof längst aus dem Palais royal wieder übergesiedelt war, den Staatsrath gehalten; der Kardinal hatte sich erhoben, um sich zu entfernen, als die Königin ihm ein Zeichen gab, zu bleiben und plötzlich begann:

„Sie wissen, Kardinal, daß ich den spanischen Gesandten empfangen habe.“

Mazarin verbeugte sich; auf seinen Lippen schwebte ein malitiöses Lächeln. „Mit Erlaubniß Eurer Majestät weiß ich sogar, daß dieser Empfang schon früher stattgefunden. Königin Anna hat den Don Antonio Pimentel bereits empfangen auf dem Maskenball zu Lyon — natürlich als Privatperson. Die Regierung Frankreichs hat glücklicherweise auch einen Rücken für Diejenigen, welche sie umgehen wollen.“

Die Königin verstand diese Andeutung des belei-

digten Ministers. Mazarin war nicht gewohnt, daß die Königin irgend einen Schritt ohne Vorwissen der „Regierung“, d. h. ohne sein Vorwissen wagte. Hier jedoch walteten besondere Gründe.

„Es geschah nicht Ihrethalben, Mazarin,“ erwiederte die Königin mit begütigendem Tone, „sondern in Rücksicht auf unsere Gäste aus Savoyen. Seit wir in Paris sind, habe ich Don Pimentel wiederholt gerathen, sich mit Ihnen in's Benehmen zu setzen und ich hoffe, daß Sie diesen meinen Wunsch nicht durchkreuzt haben werden.“

Mazarin schwieg und blieb in gebeugter Stellung; er wußte, daß jetzt die Stunde des Sturmes gekommen war, und daß er ihn leichter in der Defensive bestehen werde.

„Sie wissen also,“ fuhr die Königin mit mütterlicher Redseligkeit fort, „um was es sich handelt, und daß man uns die glänzendsten Aussichten eröffnet. Sie wissen, seit lange hege ich den sehnlichsten Wunsch, diese unheilvollen kriegerischen Verwicklungen mit Spanien beendet zu sehen. Wie könnte es besser geschehen, als durch eine Vermählung des Königs mit Maria Theresia. Die beiden Reiche sind dann für immer aneinander gefesselt, und Sie werden zugeben, daß eine Verbindung mit Spanien etwas Anderes ist, als

mit Savoyen. — Was haben Sie also dem Don geantwortet? Seit gestern ist ein lebensgroßes Bild der Infantin angekommen. Und was sagt der König dazu? Es muß durchaus ein Entschluß gefaßt werden. Mir gefällt die Infantin nach dem Bilde außerordentlich, und in mir ist diese Frage auf immer entschieden. Was haben Sie geantwortet?"

Mazarin verbeugte sich abermals. „Der Wille der Königin Anna ist bisher immer der meinige gewesen."

Anna, den Doppelsinn dieser Worte überhörend, die sich nur auf die Vergangenheit, nicht auf die Gegenwart zu beziehen schienen, erhob sich; ihre Seele war wie von einer Last befreit.

„Da höre ich meinen Mazarin," sagte sie jetzt mit fast zärtlichem Tone. „Sie nehmen mir in der That einen großen Stein vom Herzen und ich sehe nun mit Ruhe in die Zukunft. Der nächste Schritt also wird sein, daß wir die Sache beschleunigen." Daß Mazarin darauf noch immer schwieg, begann der Königin doch etwas auffallend zu dünken, und sie fuhr fort: „allerdings beschleunigen. Auch der spanische Gesandte bedrängt mich, und man stellt bereits Konferenzen in Aussicht, und zwar in St. Jean de Luz in den Pyrenäen, wo sich der spanische Minister des Auswär-

tigen zu den betreffenden Unterhandlungen einstellen wird."

Mazarin that äußerst erstaunt.

„Hat denn die Sache in der That so große Eile? — Ich meine, Frankreichs Ehre und Würde darf wohl abwarten, daß man die Gesandten etwas weiter als bis in die Pyrenäen schickt. Wir können sie hier erwarten."

Königin Anna sah den mächtigen Minister mit argwöhnischem Blicke an.

„Das heißt also: Sie wollen nicht reisen, Kardinal?"

Mazarin antwortete auf diese Frage gar nicht, sondern fuhr fort:

„Außerdem wäre es mehr als eine Unzartheit gegen Savoyen, Majestät, so rasch, ich möchte sagen beinah gleichzeitig nach zwei Seiten zu unterhandeln. Ich kann Majestät bei dieser Gelegenheit versichern, daß die Anwesenheit Don Pimentel's in Lyon bei den Gästen aus Savoyen nicht unbemerkt geblieben ist."

„O diese verwünschte Reise nach Lyon!" stieß die Königin hervor. „Die Demüthigung in solchen Fällen ist übrigens gegenseitig, wenigstens was uns betrifft, da wir bei den besten Absichten und Vorbereitungen vom König im Stich gelassen wurden. Und gerade

aus diesem Grunde wünsche ich, daß Sie schnell reisen, um diese unangenehme Affaire so rasch als möglich wieder in Vergessenheit zu bringen."

Mazarin sah, daß die Approchen der Gegnerin sich unvermeidlich näherten. Er schlug einen anderen Ton an und zwar den allerversöhnlichsten.

„Kann meine hochverehrte Königin mich entbehren? — Es wäre das erste Mal seit jener verhängnißvollen traurigsten Verbannung nach Brühl bei Köln — das erste Mal, daß ich wieder an die schrecklichen Zeiten der Fronde erinnert würde, wo sich erbitterte Gegner zwischen unsere Herzen und ihre heiligsten Empfindungen drängten."

Für diesen Ton persönlicher Zärtlichkeit war die Königin niemals unempfindlich, es hieß sie an der schwächsten Stelle fassen. Und wenn wir den Ton der Briefe betrachten, die noch aus jener Zeit vorhanden sind, so ist es nicht zu viel gesagt, daß die Erinnerung an diese Epoche Beiden theuer und heilig war.

„Mazarin," flüsterte die Königin in huldvoller Güte, „ich weiß, was ich an Ihnen besitze, ich würde Sie sehr gern begleiten und die Reise in die Pyrenäen theilen, allein in diesem Fall muß gleichsam ein Auge bleiben, das über meinen Sohn und seine Schritte wacht; offen gestanden möchte ich ihm nicht

abermals, und dießmal eine weit größere Reise zumuthen. Es ist besser, wenn wir ihm die Sache fertig vorlegen können."

„Majestät berühren hier den Hauptpunkt," erwiederte Mazarin mit festem Tone. „Allein gerade aus demselben Grunde — weil dieß der wichtigste von allen, möchte ich dießmal nicht hinter dem Rücken, nicht ohne Vorwissen und Genehmigung des Königs handeln."

„Diese Gründe sind durchaus nicht nothwendig, berücksichtigt zu werden," rief König Anna fast heftig. „Sie werden reisen, Kardinal!" setzte sie befehlend hinzu, „und zwar morgen schon."

Der allmächtige Minister schwieg, verbeugte sich und schien gehen zu wollen, um den Willen der Königin zu vollziehen.

„Der souveränen Königin von Frankreich," sagte er mit Betonung, „wird es niemals an treuen und zuverlässigen Dienern fehlen. Ich will nicht leugnen, daß die Sache dringlich und eine baldige Entscheidung von höchstem Gewicht sei, allein wählen Majestät dießmal einen andern Boten, als mich. Diese Gnade erflehe ich als eine persönliche."

Königin Anna war von dieser wiederholten ausweichenden Antwort auf das Peinlichste überrascht.

Immer unwidersprechlicher schien sich die Vermuthung zu bestätigen, daß Mazarin mit den Plänen und Absichten seiner Nichte verbündet sei, und sich deßhalb weigere, einen Schritt gegen diese zu thun. So theuer der Kardinal als der Lenker Frankreichs und als einer der „schönsten“ Männer ihr war, so wenig war bei alledem die stolze Königin gewillt, aus seinem Hause etwa ihre zukünftige Schwiegertochter zu wählen.

„Wozu alle diese Umschweife, Mazarin?“ fragte sie fast heftig. „Ich will Offenheit.“

„Wozu diese Umschweife,“ und der geschmeidige Diplomat erschien plötzlich unter der Last seiner Jahre gebeugt, und die rührende Miene seiner Gebrechlichkeit schien das Mitleid der Königin herauszufordern, „Majestät, ich flehe nochmals darum auf das Inständigste, die Beschwerden des Alters lassen nicht mit sich spotten, ich vollende am 14. Juli mein achtundsechzigstes Jahr. — Die Winterreise nach Lyon hat mir übel zugesetzt, ich bin ein Greis, und ich sehne mich nach Ruhe, nachdem ich den besten Theil meines Lebens für Frankreich geopfert.“ — Damit ließ sich der „alte Mann“, der sich so eben ohne Bedenken zehn Lebensjahre zugesetzt hatte, denn er stand in Wahrheit erst im achtundfünfzigsten Jahre — in einen der hohen Lehnstühle niedersinken.

Königin Anna war in der That gerührt von der geschickten Komödie, sie beugte sich zu ihm nieder.

„Meinethalben sollen Sie nicht leiden, Eminenz, das habe ich nicht gewollt — das habe ich nicht gewollt. In der That, beinahe mache ich mir Vorwürfe, denn es schlief ein Argwohn in meiner Seele.“

„Ein Argwohn gegen den treuesten Ihrer Diener — o meine Königin!“

„Sie wissen ja ohne Zweifel, was meine Hofleute flüstern. Man geht so weit, den Namen Ihrer Nichte mit dem meines Sohnes in Verbindung zu bringen.“

„Jugendfreundschaften, Majestät, Jugendfreundschaften.“

„Nein, Mazarin,“ wiederholte die Königin mit entschiedenerem Tone. „Man spricht von einer abgeschlossenen Verlobung, von schriftlichen Verträgen.“

„Davon müßte ich doch wissen, Majestät,“ erwiederte Mazarin, in dessen Herzen sich ein Gefühl stolzer Befriedigung erhob, denn daß man so weit bereits sein könne, übertraf seine kühnsten Erwartungen und Wünsche.

Die Königin schwieg einen Augenblick, dann begann sie die Unterredung, die man auch wohl eine Untersuchung nennen konnte, von Neuem.

„Hat sich der König Ihnen niemals eröffnet?“

„Leider nein, Majestät," antwortete Mazarin, und zwar völlig der Wahrheit gemäß. „Auch glaube ich, daß nach allen Erfahrungen und Gesetzen der Natur das Herz seiner Mutter in diesem Punkte ihm näher sein müßte. Schon dieser Umstand spricht dagegen."

„Erlauben Sie, Eminenz," entgegnete Königin Anna, „dieser Umstand spricht dafür, ja er hauptsächlich flößte mir Verdacht gegen Sie ein. Man kann erlauben und gutheißen, indem man schweigt, und nichts zu sehen, noch zu wissen scheint. Es muß Licht werden zwischen uns, Eminenz. Die skandalösen Szenen von Lyon sind vergessen, wenigstens habe ich mich bemüht, sie zu vergessen, ich habe sie als eine übermüthige Laune meines Sohnes passiren lassen. Allein seit wir nach Paris zurück sind, ist das Uebel nur ärger geworden, so daß ich für nöthig befunden habe, die beiden jungen Leute beobachten zu lassen. Maria Mancini, sagt man mir, ist unzertrennlich um den König, ja sie spielt bereits die Königin. Die Hofleute drängen sich um sie, als wären wir nicht mehr am Leben — und was meinen Sohn, den König betrifft, so hat sich sein Benehmen von Grund aus verändert, ich sehe ihn nicht mehr, er weicht mir aus. Es gehen sonderbare Dinge vor. Sie sehen, Mazarin, ich bin von Allem genau

unterrichtet, aber von Ihren Gegenanstalten hörte ich bis jetzt nichts."

„Wozu Gegenanstalten, Majestät," warf Mazarin leicht hin, „man hat sie ja seit beinah zwei Jahren ruhig gewähren lassen, ohne Arges dabei zu denken."

„Man sagt ferner, Eminenz," fuhr die Königin mit offenerer Opposition fort, denn die eherne Ruhe ihres Gegners reizte sie, „man sagt, Sie spielten eine zweideutige Rolle. Sie hätten bereits für Olympia Mancini dasselbe Ziel im Auge gehabt, und da mir dieß kein Geheimniß war, betrieb ich selbst die rasche Verbindung mit dem Grafen von Soissons. Man sagt ferner, Sie gäben zu verstehen, Ihre Familie sei dem Throne nahe genug gerückt, um den letzten Schritt nicht zu scheuen. Es ist wahr, Sie haben sich bisher nur mit Prinzen von Geblüt verbunden. Ihre Nichten aus dem Hause Martinozzi sind Gemahlinnen des Herzogs von Mercoeur, des Prinzen von Conti, der Herzoge von Modena, Nevers und Carignan geworden, es scheint nur ein kleiner Schritt zu fehlen, um bis zum Throne zu gelangen, aber ich sage Ihnen, Kardinal, zwischen diesem Ziel und Ihrer Absicht liegt ein Abgrund!"

Mazarin hatte seine mächtige Gegnerin ruhig ausreden lassen. Er hatte diese Worte hundertmal schon

erwarten können; jetzt trafen sie ihn dennoch fast unvorbereitet, obgleich er bei dem schwankenden, leicht bestimmbaren Charakter der Königin Anna kein allzu großes Gewicht darauf legte.

„Meine erhabene Königin," erwiederte der Kardinal mit der ihm angeborenen Würde und dem vollen Selbstbewußtsein seiner gebietenden Stellung in Frankreich und ganz Europa, „meine erhabene Königin würde mit solchen Worten tief meine Seele verwunden, wenn ich jene Absichten wirklich hegte. Es würde dabei immer noch die Frage sein," setzte er mit festem Blick hinzu, „wer den weiteren Weg auf Erden gemacht hat, ob Jemand, der als König geboren wurde, oder ein Anderer, der sich aus der Dunkelheit bis zum Gebieter Frankreichs emporgeschwungen hat."

Allein mit dieser Argumentation goß er nur Oel in das Feuer. Die Großen lieben es nicht, heute so wenig wie damals, daran erinnert zu werden, daß der Adelsbrief des Genies ein ächterer sei, als der der Geburt.

„Ich will an Ihrer persönlichen Größe nicht rütteln," sagte Königin Anna mit kühlstem Tone, „allein es ist doch eine andere Frage, ob es durchaus nothwendig und schicklich sei, daß das Blut der Bourbonen gemischt werde mit dem Blute eines Kammerdieners

des Hauses Colonna — wie Ihr Vater war, so viel man weiß. Man kann eine Person lieben und erheben, allein es erfolgt keineswegs daraus, daß man damit auch ihre ganze Vergangenheit, ihre ganze Familie nebst ihren Ahnen sich zu eigen machen müsse. Diese Folgerung wäre eine Kühnheit, wenn nicht eine Anmaßung."

„Diese Sprache habe ich von Königin Anna noch niemals vernommen, und auch nie zu vernehmen erwartet," unterbrach sie Mazarin.

„Lassen Sie mich enden," rief die Königin. „Und wäre Ihre Nichte Maria ein Phönix aller Tugenden, ein Wunder aller Schönheit und alles Geistes, meine Tochter kann sie niemals werden! Niemals, Mazarin! Auch Sie würden es eines Tages zu bereuen haben. Sie unterschätzen die Frauen, wie es scheint. Auch dieß braune Zigeunerkind könnte Ihnen eines Tages gefährlich werden, und ihr Köpfchen würde Ihnen schwerere Räthsel aufgeben, als alle Häupter der kaum überwundenen Fronde! Im eigenen Interesse müssen Sie mit mir verbündet bleiben, wenn Ihr maßloser Ehrgeiz Sie nicht völlig blind macht."

„Ehrgeiz vielleicht weniger, Majestät, als bürgerliche Sittlichkeit," antwortete Mazarin, der jetzt plötzlich die Rolle des Puritaners für die passendste zu

halten schien. „Allerdings, nur die Moral könnte mich blind machen gegen die Nachtheile solcher gefährlicher Allianzen, die meiner Nichte um so weniger nützen könnten, da sie die Gefahr erhöhen würden. Wäre Maria Mancini auch wirklich ein Zigeunerkind, Majestät, und als solches zu gering, um eine Königin zu werden, so stände sie trotzdem immer noch zu hoch und erhaben, um die Nachfolgerin einer d'Argentcourt zu werden, und wäre sie zehnmal deßhalb protegirt und geduldet, so würde ich sie vernichten, mitsammt ihren Beschützerinnen. Für alle Fälle, Majestät, scheint der Wille des Königs der entscheidende zu sein, und gern wird ihm der Kardinal Mazarin seine Thür öffnen, falls er eine offene Werbung wagen will, und geneigt ist, auf die Bedingungen einzugehen, die man ihm stellen wird. Dieß sei Ihnen hiemit eingestanden, Majestät."

Noch bevor die Königin eine Antwort auf die stolze und drohende Aeußerung fand, die plötzlich jede letzte Maske abnahm, trat Frau von Motteville herein, um zu mahnen, daß die Stunde der großen Toilette für die Königin gekommen sei.

Noch einmal wandte sich Königin Anna zum Kardinal und sagte in etwas gelassenerem, doch immerhin feierlichem und lautem Tone:

„Ich glaube nicht, Herr Kardinal, daß der König

einer solchen Feigheit fähig wäre, aber wenn er wirklich diesen Gedanken haben sollte, so erkläre ich Ihnen: ganz Frankreich würde sich gegen Sie und gegen ihn empören. Ich selbst würde mich an die Spitze der Empörer stellen und meinen zweiten Sohn auffordern, gemeine Sache mit ihnen zu machen. Ich erwarte Ihre Abreise nach Saint Jean de Luz!"

Mit diesen fast unnatürlich scheinenden aber gleichwohl durch die Memoiren der Frau von Motteville als historisch beglaubigten Worten winkte sie dem Kardinal Abschied zu. Die Flügelthüren öffneten sich, und sie verschwand in den inneren Gemächern des Louvre.

Mazarin blieb allein. Ein Sturm von herben Empfindungen durchwogte die stolze Seele des mächtigen Mannes. War das der Ton, in dem die sonst so fügsame Königin jetzt plötzlich mit ihm zu sprechen wagte; in keinem anderen Falle hätte sie ihn erschreckt, denn er kannte die Mittel, solche Anfälle spanischen Stolzes zu beschwichtigen, aber sie hatte ihm auf seine letzten Worte kaum die Gnade einer Antwort gewährt, sie hatte ihn stehen lassen, wie man niedere Supplikanten, entlassene Domestiken, lästige Gläubiger stehen läßt.

„Deßhalb also fünfundzwanzig Jahre im Dienst dieses Hofes und dieser Dynastie, um am Schluß mit Infamie entlassen zu werden! — Deßhalb also Frank-

reichs Einfluß zum allgebietenden gemacht, deßhalb Kriege geführt, Verträge geschlossen, Parteien besiegt und jeden letzten Widerstand gegen die souveräne Gewalt des Königs gebrochen, um sich sagen zu lassen, daß es eine Schande sei, mit dem Blut seiner Familie sich zu verbinden — o gemach, Frau Königin, gemach — es könnte mir einfallen, jetzt erst recht diesen Gedanken zur Wahrheit zu machen und wenn ich niemals daran gedacht hätte!"

Gedankenvoll und tief im Innersten bewegt stand Mazarin noch eine lange Weile am Fenster, seine Lippen bewegten sich, als spräche er mit sich selbst, und der düstere Ausdruck seiner Mienen wechselte bald mit einem sarkastischen Zuge.

„Parbleu, immer noch schön ist diese Frau von sechzig Jahren, wenn man sie zornig macht — man könnte den Zorn für sie zur Kosmetik rechnen. Bah — es ist dennoch kein ächtes Feuer — nur aufgelegtes Roth der Eitelkeit — was würde wohl dieß stolze, spanische Mutterherz vermögen vor der Stimme, vor den Thränen des eigenen Sohnes, und diese Karte, Königin Anna, ist noch nicht ausgespielt. Armes, theures Mutterherz, es flackert nur so heftig und so hoch, um seine eigene Schwäche zu verbergen, seine Ohnmacht zu maskiren."

Er wendete sich, um durch die Gallerie zu seiner Wohnung zu gelangen — noch einen Blick warf er zum Abschied auf die Zimmer der Königin.

„Wenn ich einmal will, Anna von Oesterreich, so müssen Sie, Königin, so müssen Sie! Man hat bereits zu viel auf das Spiel gesetzt, um mir die Stirn bieten zu können. Hier bleibt nur eine Losung: nicht Königin Anna, aber Maria Mancini!

„Wie sagte sie doch, um mich abzuschrecken in ihrer dämonischen Eifersucht. Wie sagte sie doch? — Sie unterschätzen die Frauen, wie es scheint — und weiter: auch dieß braune Zigeunerkind könnte Ihnen eines Tages gefährlich werden, und ihr Köpfchen wird schwerere Räthsel aufgeben, als die ganze Fronde — und zum Schluß: Ihr Ehrgeiz macht sie blind gegen das eigene Interesse. Das sind die einzigen Worte, die einen Kern haben. Königin Anna, Sie haben mir mehr zu denken gegeben, als Sie vielleicht ahnen. Es wäre also ein Kampf um die Herrschaft — ein Kampf um den Pantoffel! Nicht Cendrillon — meinen Sie, hätte auf dem Ball zu Lyon ihren Schuh verloren, sondern mir selbst wäre er abhanden gekommen, wie die Herrschaft über den König, über meine Nichte, über euch Alle! Wir werden ja sehen — ich werde mich heute noch überzeugen; aber sonderbar ist es,

woher diese Königin meine Nichte besser kennen gelernt als ich, oder sollen Frauenaugen darin ein Privilegium haben?"

Mazarin schritt die Treppe hinauf in seine eigene Wohnung, welche über den Zimmern des Königs lag. Er begab sich jedoch nicht in sein Schreibzimmer, sondern in seine Garderobe, um — mit seinen Affen zu spielen, diesen Kopisten des Menschengeschlechts. Dort fand er allezeit Ruhe, Erholung und, wie er sich selbst äußerte, auch Klarheit über die Menschen, ihre Leidenschaften und Affekte, welche man vor den Augen Anderer verbirgt, während jene Lieblinge sie offen und ungenirt in lächerlichen Grimmassen dem Beobachter preisgeben.

*

An dieser Stelle dürfte es erlaubt sein, einen Blick auf die Wohnung Mazarin's im Louvre zu werfen. Der mächtige Kardinal besaß zwar seinen eigenen prachtvollen Palast, den er mit allen Schätzen der Kunst angefüllt hatte. Wunderbare Dinge erzählen die Chronisten von diesem feenhaften Bau, dessen verschwenderische Ausstattung hauptsächlich den Zorn des Volkes gegen Mazarin heraufbeschworen hatte. Zweimal ward dieser Palast der Rache und Wuth des Volkes preisgegeben, das erste Mal im Jahr 1649,

das zweite Mal drei Jahre darauf, als Mazarin gezwungen war, zu fliehen. Damals wurde der ganze Palast ausgeleert. Ein Parlamentsbeschluß befahl den Verkauf sämmtlicher Möbel und Kunstgeräthe, selbst die Bibliothek inbegriffen. Dieser Befehl, erzählt man, ward ausgeführt, und als Mazarin zwei Jahre später wieder triumphirend in Paris einzog, fand er seinen Palast noch vollständig verwüstet, und bezog deßwegen im Louvre eine Wohnung über der des Königs, die er bis zu seinem Tode behielt.

Hier wohnten auch seine Nichten, denn es war die Absicht Mazarin's gewesen, als er sie von Rom kommen ließ, sich die Bequemlichkeiten eines Familienlebens zu verschaffen. Dieß schloß jedoch nicht aus, daß sie auch Tage und Wochen in dem Palast Mazarin zubrachten, der jetzt wieder längst restaurirt und ebenso wie die Wohnung im Louvre mit allen Schätzen der Welt und namentlich der bildenden Künste angefüllt war. Maria, Hortensia und Marianne hatten sich in der letzten Zeit ganz in jenen prachtvollen Aufenthalt zurückgezogen. Nur Maria Mancini, von seltsamer Unruhe getrieben, war heut in den Louvre gekommen und, überall gefeiert und angebetet, wo sie auftrat, war sie einem ihrer zahlreichen Freunde aus der Literatur in geistreichem Geplauder in eines der großen Antichambres

gefolgt, wo die Cavaliere des Hofes ihren Aufenthalt hatten.

Königin Anna hatte nicht zu viel gesagt, daß Maria Mancini sich bereits als Königin geberde. Sie war in der That zum Mittelpunkt der Gesellschaft, zur geistigen Beherrscherin des Hofes geworden, an dem sie vor einigen Monaten noch nur die bescheidene Rolle einer Vorleserin gespielt hatte.

Wir sehen in dem prachtvollen Vestibule mehrere vornehme Herren — unter ihnen den berühmten Marschall Turenne mit seinem strengen Blick und verständigen Aussehen, den geistreichen Saint Evremond und den liebenswürdigen La Rochefoucauld, die Blüthe der „Sommitäten" von Paris, wie man heutzutage sagen würde.

Maria Mancini lauschte mit gesenkten Augen den dringenden und galanten Worten des kriegserfahrenen Marschalls. Ihre bescheidene Miene schien zu sagen — was kann ich arme Italienerin — eine Fremde, die viele und mächtige Gegner hat — bei meinem Oheim und bei dem Könige durchsetzen — aber Turenne ließ sich nicht abschrecken.

Es handelte sich um nichts weniger, als um die Hand ihrer jüngeren Schwester Hortensia für König Karl den Zweiten, der damals als länderloser Fürst

in Frankreich lebte, während Cromwell's eiserner Arm sein Vaterland und sein „Erbe" England beherrschte. Turenne selbst hatte sich Hoffnung auf Hortensien gemacht, die jedoch an den Lorbeeren einer fünfzigjährigen Stirn kein Behagen finden mochte. Mit Anstand zog sich der graue Kriegsheld zurück, und mit Freuden — sagte er — wolle er zu Gunsten des königlichen Blutes eines Stuart verzichten, ja er selbst trat jetzt als Freiwerber für Karl II. auf.

„Ich weiß nicht, Herr Marschall," sagte Maria, „was Oheim Eminenz zu Ihren kühnen Planen sagen wird, was mich betrifft, würde ich meiner Schwester mit Wonne die Ehre gönnen, einst die Königin von England zu werden; und auch falls die Wiedereinsetzung nicht so sicher ist, wie Sie sagen, würde sie immer glücklich sein können — allein mein Oheim wird andere Bedenken haben und seine Entschließung lediglich nach politischen Rücksichten treffen. Er hofft nichts von dem Prätendenten."

„O, reden Sie nicht vom Kardinal!" rief Turenne beinah laut, „Sie sind jetzt das Haupt Ihrer Familie, holdseliges Fräulein, und wenn Sie entschieden haben, hat das Wort Mazarin's nichts mehr zu bedeuten."

„Meinen Sie, Herr Marschall?" erwiederte Maria,

„ich fürchte, Sie überschätzen meine Macht, jedenfalls vergessen Sie das Herz meiner Schwester, denn dieses würde nach meinem Ermessen die erste Stimme haben, ich bitte Sie deßhalb, sich zuerst an Hortensia selbst zu wenden — mit Vergnügen bin ich bereit, eine Zusammenkunft zu vermitteln."

Nach dieser Erklärung wandte sie sich zum Zweiten, zu Saint Evremond, dessen Anliegen kein anderes war, als die Aufnahme von Corneille's Bruder in die Akademie durchzusetzen, außerdem sich eines neuen Stückes desselben anzunehmen und die Aufführung der Tragödie auf dem Theatre français durch einen kleinen Staatsstreich zu beschleunigen, bevor die Intriguen der Gegner feste Wurzeln schlagen könnten. Thomas Corneille war nicht minder fruchtbar als sein großer Bruder Pierre. Seine neueste Tragödie „Ariadne" hatte Maria Mancini bis in das Innerste bewegt, als ahne sie darin eine Verklärung ihres eigenen Schicksals. Aber das war es nicht allein, wovon sie Saint Evremond unterhielt. Mit Ausdrücken der ausschweifendsten Bewunderung berichtete er von einem neuen Aristophanes, der erst seit einem Jahre in Paris, bereits in ganz Frankreich ein berühmter Mann sei. Er machte sich ein Vergnügen daraus, Fräulein Mancini die bisherigen Stücke dieses neuen Genies

zur Verfügung zu stellen. Die Titel derselben hießen L'Etourdi und Les Précieuses. Der Name des kecken Satyrikers war Molière. Auch von dem jungen Boileau, der erst seit zwei Jahren, seit seinen „Adieux à Paris", sich plötzlich einen bedeutenden Namen gemacht, wußte Evremond Neues zu berichten.

Alle diese literarischen Mittheilungen, wie jene beiden wichtigen Gesuche wußte Saint Evremond mit allen den zierlichen mythologischen Wendungen zu unterstützen, welche den Jargon der Precieusen, sowie den aus ähnlichem Geist hervorgegangenen Euphemismus in England uns so zopfig erscheinen lassen. Es genüge, zu sagen, daß in Saint Evremond's geistreicher Rede die Worte Athen, Perikles, Aspasia u. s. w. nicht gespart waren.

Maria Manciui ging mit Sachkenntniß auf diesen Ton ein.

„Sie haben recht, edler Demokrit. Athen hat einige Fortschritte gemacht, glaube ich sagen zu dürfen, es vergiftet heute wenigstens seine Sokratesse nicht mehr. Das Genie ist siegreicher geworden und Aeschylos' Bruder wird der Versammlung der vierzig Barone unzweifelhaft bald angehören. Was unseren neuen Aristophanes betrifft, wird er sich besser auf

seine eigene Kraft verlassen, als auf die Umwege der Ruelles" *).

„Sie machen mir wenig Hoffnung, schöne Maximiliana," antwortete Saint Evremond, indem er Marien bei ihrem nom de guerre anredete, den sie als Mitglied der Precieusen trug.

„Im Gegentheil," rief Maria, „der König hat sich diese Sache selbst vorbehalten, und bei ihm allein liegt das Schicksal der Ariadne."

„O dann ist sie auch verloren," sagte Saint Evremond bedauernd und setzte geringschätzig hinzu: „Man weiß ja, der König liest keine Dichter, deßhalb müssen wir eben diese Umwege machen."

„Dann seien Sie beruhigt, edler Demokrit," erwiederte Maria, indem sie jenem Vorwurf entgegentrat. „Der König wird die Ariadne Corneille's allerdings nicht mehr lesen, denn er hat das Stück bereits gelesen, und es wird eben so sicher aufgeführt werden, als die Akademie ihre Pflicht thun wird. Sagen Sie dem alten Aeschylos, wie hoch ich seine Staatsmaximen verehre," und sie verneigte sich vor dem glücklichen Saint Evremond, um Larochefoucauld's Worte anzu-

*) Ruelles, wörtlich die Gäßchen — nämlich in den Schlafzimmern der Damen, welche damals bekanntlich ihre Levers in Anwesenheit ihrer geistreichen Verehrer hielten.

hören, der gleichfalls in einem gelehrten Interesse gekommen war.

In dieser Weise verstrichen die Tage Maria Mancini's. „Die ernstesten Männer des Hofes" — sagt uns der Chronist — „suchten das Gespräch mit diesem Mädchen, das ihnen wacker Stand hielt und das keine Furcht hatte, über Politik mit Politikern, über Moral und Geschichte mit Gelehrten, selbst über den Krieg mit alten Generalen zu sprechen. Oder sie fragte wenigstens und hörte zu mit ihrer naiven und geistreichen Neugier."

„Ist es wirklich moralisch," erwiederte sie jetzt mit schalkhaftem Lächeln dem berühmten Moralisten Larochefoucauld, „wirklich moralisch, dem Ehrgeiz noch den Zügel schießen zu lassen, die Phantasie, die ohnehin stets bestochene, noch mit glänzenden Bildern des Ruhms zu bestechen? Sie vergessen, daß wir Mächtigere im Staat haben, und einen Kampf mit den Ministern zu wagen, ist immer ein Kampf mit Herrschern, auch wenn sie Diener heißen."

„O, doch nicht für Maria Mancini," und alle Drei überboten sich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken — was ihren kleinen Händen übergeben, das sei so gut als bereits vollendet und ausgeführt, denn sie sei die Königin des Musenhofs, die Bevorzugte der

„Götter", zugleich eine wiedergeborene Daphne und Kassandra.

„Sie sprechen es selbst aus," antwortete sie mit seltsam ernstem Blick, „diese Sterblichen hatten mit dem Gott Apollon kein rechtes Glück, sondern wurden verwandelt oder bestraft. Auf Wiedersehen, meine Herren, ich will heute nichts Bestimmtes versprechen, denn ich müßte Kriegskunst, Moral und Geschichtswissenschaft von Ihnen entlehnen, nicht nur, um Ihre Wünsche zu erfüllen, sondern noch mehr, um mich selbst zu behaupten. Wenn ich unter solchen Zeichen zu siegen vermag, sollen Sie allezeit eine dankbare Schülerin an mir finden, darauf verlassen Sie sich."

„Der König!" riefen in diesem Augenblick einige der Hartschiere, welche am Eingang des Antichambre standen, und man sah durch die geöffneten Flügelthüren den Zug über die breiten Stiegen sich zu den Zimmern des Königs bewegen, der soeben aus dem Staatsrath zurückkam.

Maria Mancini verschwand in einem der Nebengemächer und schien sich dort in der Betrachtung der hohen und kostbaren Gemälde zu vertiefen. Eine halbe Stunde später war Ludwig selbst bei ihr und warf seine Reitgerte auf einen Sessel.

„Endlich gehöre ich Ihnen, meine kleine Göttin!"

sagte er, indem er artig die Hand Mariens küßte; „ich wäre früher gekommen, aber diese verwünschten Staatsgeschäfte —"

Maria Mancini hob leise ihren Finger: „Verwünschte Staatsgeschäfte — darf ein König so von seinen höchsten Aufgaben, von seinem ihm von Gott verliehenen Berufe reden, Sire?"

„Sie haben recht, Maria!" rief Ludwig in übermüthiger Laune; „schelten Sie mich, lesen Sie mir den Text, schonen Sie mich nicht, ich muß ja so viel nachholen, um Ihrer würdig zu werden, doch ich kann mir heute ein gutes Zeugniß ausstellen, ich bin fleißig gewesen, meine schöne Egeria — Sie können Ihren Pompilius examiniren. Hier ist Ihr Tasso zurück — werde ich auch niemals Jerusalem befreien, so werde ich auch niemals in die traurige Lage kommen, meine schöne Chlorinde zu verwunden — selbst wenn sie mir in blankem Stahl der Philosophie und mit geistigen Waffen entgegenträte."

Man wird vielleicht über den literarischen Charakter dieses Verhältnisses der Liebenden staunen und es für einen Nothbehelf des Erzählers ansehen, allein er ist Thatsache. In allen geistigen wie gesellschaftlichen Beziehungen bestand ein großer Gegensatz zwischen Maria und ihrem königlichen Freunde. „Dieser ver-

stand," — sagt René — „vortrefflich zu tanzen und sich anzukleiden, er glänzte in den Caroussels und Ballets, hatte aber von anderen Dingen keine Idee; sein Geist war ungepflegt geblieben. Allein Maria bemächtigte sich dieser Seele ganz, sie gab ihm einige Bücher in die Hand, lehrte ihn zuerst das Italienische und ließ ihn ihre Lieblingsdichter lesen, für welche sie ihm bald große Liebe einzuflößen wußte." — Dieß nebenbei.

„Göttlicher Dichter!" fuhr Ludwig fort; „welcher Blinde war ich, ihn erst so spät kennen zu lernen. Wie arm sind wir Franzosen gegen Euer glückliches Italien!"

„Ihr seid es gewesen, Ludwig," erwiederte Maria, „aber Frankreichs Sterne sind im Aufgang, die unseren sind im Versinken. Erst heute erfuhr ich von einem neuen Stern — ich werde Ihnen in Kurzem einige Proben seines Genies vorlegen, und wie werden Sire über Corneille's Ariadne entscheiden? Hier, Ludwig, können Sie eines Königs Huld beweisen, und deßhalb nahe ich mich heute nicht als „Egeria", sondern als „Gnadeflehende", und mit Gewandtheit wußte sie die Gesuche Larochefoucauld's und Saint Evremond's vorzubringen und zu unterstützen.

Ludwig wurde darüber fast ungeduldig. „Alles

gewährt, Alles gewährt!" rief er, „verschonen Sie mich mit dem Detail — Colbert soll alle Ihre Wünsche erfüllen — auch das Stück will ich sehen und den Poeten krönen, wenn Sie es für gut finden, selbst wenn er mich langweilen sollte. Nur eine Gegenbitte stelle ich dagegen: Nach drei Tragödien endlich einmal wieder ein Ballet, ein Caroussel oder dergleichen. Man kann nicht ewig ernst bleiben!"

Hier hielt er halb in Verlegenheit, halb in Schrecken inne; denn die Stirn Mariens überzog eine dunkle Röthe, doch war es nicht die der Prüderie, vielmehr schien es, als schäme sie sich für den Geliebten und in seinem Namen.

Ludwig verstand es auch so und fragte fast schüchtern: „Habe ich eine Unbesonnenheit gesagt, Maria?"

Maria Mancini schwieg; ihr Blick schwamm wieder wie in ferner, unbegrenzter Weite, und sie glühte von innerer Bewegung.

„Sire," sagte sie dann wie im Traum verloren, „kannten Sie niemals jene Sehnsucht nach dem Vollkommenen, nach dem Großen und Unsterblichen — kannten Sie nie jenes Gefühl der Ewigkeit mitten in dem wilden Sturm und Wechsel der irdischen Dinge — haben Sie niemals die Schauer jenes Schicksals empfunden, das über dieser Welt wohnt, das sie re-

giert und uns erschüttert und erhebt, wenn es die Kunst spiegelt in dem Gestalten der tragischen Dichtkunst?“

Ludwig stutzte über diese Worte, die zwar nicht für die Klarheit dieses Mädchenkopfes sprachen, aber auch in ihrer unklaren phantastischen Fassung einen gewissen Ausdruck von Schwärmerei und Idealität hatten, die gleichwohl den König fremdartig berührten.

„Ach ja, Ihr Vater war Astrolog,“ sagte Ludwig nicht ohne Anflug von Neckerei, „Sie sind in die Geheimnisse des Schicksals eingeweiht — Sie haben von Ihrem Vater gelernt, können Sie mir vielleicht mein Horoskop stellen, Maria?“

Die Anspielung war ganz richtig. Lorenzo Mancini, der eine Schwester Mazarin's geheirathet hatte, stand zu Rom im Rufe eines großen Astrologen. Er hatte seiner eigenen Frau prophezeit, sie werde gegen das Ende ihres zweiundvierzigsten Jahres sterben — er hatte den Tod seines Sohnes und seinen eigenen für die Zeit vorausgesagt, wo er eintraf, so daß seine Frau, da sie die Richtigkeit seiner Prophezeihungen sah, für ihr eigenes Leben zu fürchten begann und in ihrem zweiundvierzigsten Jahre wirklich erkrankte. Schon am elften Tage darauf war sie gestorben. — Das Alles waren bekannte Dinge in Paris, doch mochte es

wenig passen, daß Ludwig sie gerade jetzt in Erinnerung brachte.

Fast indignirt kehrte sich Maria ab.

„O nicht davon ist die Rede, Sire. Jene Schicksale, die angeblich in den Sternen wohnen, sind nicht in den Sternen, nicht außer uns, sondern in uns und unserem Willen. Wonach beurtheilen wir die Menschen und ihren Werth? Nicht danach, was ihnen der Zufall oder die Geburt verliehen, sondern nach dem, was sie Gutes und Tüchtiges, Großes und Erhabenes vollbracht haben auf Erden. Die Meisten von uns armen Sterblichen sind gehemmt in ihrem Thun, oder wir können das Höchste nur leisten in Spiegelbildern, in geistigen Schöpfungen, ach, wie selten in wirklichen — aber ein Fürst zu sein — ein König in der Fülle seiner Macht — wie viel kann er vollbringen, o, er ist ein Halbgott auf Erden, ein Magier und Wunderthäter für die Menschheit und ein Vater für seine Nation. Oder gibt's ein göttlicheres, stolzeres Gefühl, als mit der Macht eines großen Volkes ausgestattet Thaten zu beginnen, Werke zu hinterlassen, die unsterblich fortleben bis auf die spätesten Geschlechter — gibt's eine süßere, erhabenere Pflicht, als sein Volk zum Glück zu erziehen, den Bürger und Bauer zu erlösen von der Last der Frohnden und Steuern, dem

Kaufmann neue Bahnen aufzuschließen des Handels, dem Denker Geistesfreiheit, den Künsten Ermuthigung zu gewähren, das Zeitalter der Kriege mit einem ewigen Frieden zu schließen, die Nachbarvölker mit dem unseren zu verbrüdern und die unfruchtbare Bahn des hohlen Ehrgeizes zu verlassen, dem Volke Freiheit und Frieden, Wohlstand und Glück zu geben und ein neues goldenes Zeitalter herbeizuführen — ja, ein goldenes Zeitalter, doch, wie weit ist heute die Menschheit davon entfernt! So weit ich meine Augen schweifen lasse in Europa, so weit ich die Bücher der Geschichte zurückschlage, stets haben die Fürsten geglaubt — nicht die Völker, Sire — die Fürsten haben geglaubt, in kriegerischem Ruhm allein die Unsterblichkeit zu suchen. Und heute — sind wir in unserem gepriesenen Zeitalter besser, menschlicher geworden? Nein, Sire, wir sind Barbaren geblieben wie zuvor und haben kein Recht, in diesem Punkt zu wählen, einen Vorzug vor den Wilden vorauszuhaben. Kann es ein Volk nicht ertragen, auch seine Nachbarn groß, stark, reich und glücklich zu sehen, ohne sich in seiner Eitelkeit gekränkt zu sehen, ohne zu wähnen, überflügelt zu sein, ohne sich mit wilder Gier auf friedliche Länder, auf zufriedene Völker zu stürzen, ihre Städte zu verwüsten und das Chaos zu verewigen um des Traumes halber, ge-

fürchtet zu sein? Nein, Sire, Ihre Aufgabe, Ihre Pflicht ist es, einen Zustand herbeizuführen, in dem alle Völker Europas als Bruderfamilien neben einander leben, dem nichtigen Ehrgeiz auf ewig entsagend, der seine Triumphe allein nach Hekatomben geschlachteter Tausende, nach Trümmern und Brandstätten, Flüchen und Thränen der Verwaisten zählt — welche segensreiche himmlische Aufgabe, Sire — o, es haben glücklichere Völker einst gelebt und werden einst leben, glücklicher als heute die Franzosen sind, aber in dem Ruhm der Künste, Sire, können Sie alle überflügeln, wenn Sie das Zauberwort sprechen — ja, Sire, die eigene Hauptstadt zu schmücken mit erhabenen Bauten, wie Perikles in Athen gethan, auf daß unser Zeitalter wieder eine Blüthe der Menschheit und Frankreich ein Leuchtthurm der Bildung werde in der Nacht der Barbarei — ein neues Eden der Menschlichkeit, Freiheit und schönen Sitte — und dann sich zu sagen: dieß Volk, dieser Staat, diese Macht und Fülle des Glückes ist mein Abglanz — bin ich selbst! — Gibt's einen erhabeneren Stolz, eine göttlichere Wonne auf Erden, als solch' ein Herrscher zu sein, Sire?"

Maria Mancini stand bei diesen Worten, in denen sie dem König dennoch eine Art von Horoskop gestellt hatte, mit leuchtendem Antlitz, und die Schmeichlerzungen

hatten durchaus nicht unrecht, sie eine neue Aspasia zu nennen.

„Reden Sie weiter, Maria!" rief der König begeistert, „mit Ihren Worten zerreißt der Schleier vor meiner Zukunft, und der Nebel, der sie bedeckte, enthüllt mir eine lachende, strahlende Vision!"

Aber im Moment schlug der weihevolle Ton Mariens um, und mit der Trockenheit des kühlsten Spottes sagte sie:

„Natürlich, Majestät — der Vorhang rollt auf von der Bühne der Geschichte Frankreichs — aber was hilft es, Worte verhallen, neue Rathschläge kommen auf, das Reine zu entstellen und das Erhabene zum Gemeinen herabzuziehen. Sie sind ja nur Zuschauer dieser Geschicke und dieser Bühneneffekte — jeder nächste Abend gestattet Ihnen dann unter Anderem auch ein neues Ballet."

Ludwig war betroffen. Diese Ironie, die er sich von Niemand hätte gefallen lassen, außer von Maria Mancini, traf ihn wie die Ruthe des Zuchtmeisters; und doch war dieser Zuchtmeister so schön und anmuthig, in seinen Augen lag zugleich so viel Sanftmuth und Milde neben dem Ausdruck lustiger Laune, daß Ludwig heftig den Arm Mariens ergriff.

„Maria!" rief er, „zürnen Sie mir nicht, geben

Sie mich nicht auf! Wem soll ich sonst trauen, auf wen mich sonst verlassen? Sehen Sie, Maria, ich will nicht sagen, daß ich besserer Laune bin, als je in meinem Leben, seit ich Sie kenne und ihre Lehren empfange, Sie würden ja abermals über mich spotten — nein, aber ich bin stolzer, ich bin reiner und glücklicher geworden, ich habe Achtung vor mir selbst gewonnen, und Sie sind die Zauberin, die mir dieß neue Dasein schuf. Was war ich ohne Sie, ein armer Königssohn, der sich der Langeweile nicht zu erwehren wußte — jetzt liegt mein Leben im Sonnenaufgang, ja, ich fühle mich bei Ihnen — wie soll ich sagen — wie in einer Kirche. Sie sind meine Heilige, Maria, und ich könnte vor Ihnen knieen und Sie anbeten!"

Maria wandte ihr ernstes Antlitz seitwärts. Der Blick ihrer Augen war wie aus Scheu vor solcher Vergötterung zu Boden geschlagen; sie war unfähig, ein Wort zu erwiedern, so voll war ihr die Brust von Wonne und Weh.

Ludwig fuhr fort: „Früher vergeudete ich meine Zeit an unwürdige Dinge, an Kartenspiel und Tänze. Sie aber haben sich meiner ganzen Seele bemächtigt, Sie suchen nachzuholen und zu ergänzen, was meine führerlose Jugend versäumt hat. — Wenn jemals aus mir ein König wird, werth der Liebe seines Volkes,

ein Herrscher zum Ruhme Frankreichs — Ihnen danke ich's allein, sonst Niemand, Maria! Darum lassen Sie mich nicht fallen, und wenn mein Schritt unsicher wird, wenn mein Fuß strauchelt oder meine Unkenntniß falsche Pfade einschlägt, dann halten Sie mich mit starker Hand, ich will Ihnen gehorsam sein und Ihnen folgen, Sie lieben und ehren als mein besseres Selbst — wollen Sie das, Maria Mancini?"

Maria stand in tiefes Sinnen verloren, auf ihren Lippen schwebte ein kühles Lächeln, als sie seufzend erwiederte: „Ich bin weder eine Göttin, noch eine Heilige, Sire, sondern nur eine arme Sterbliche, abhängig von Freundschaft und Feindschaft der Menschen, sehnsüchtig nach Glück und Freiheit wie Andere, ach und vielleicht mehr gebunden, als meine Schwestern."

Ludwig verstand diese Andeutung recht wohl. „Und weil Sie sterblich sind und des Glückes bedürftig, so will ich versuchen, Sie glücklich zu machen. Warum also dieser Schatten auf Ihrer Stirn, warum dieser klagende Ton Ihrer Stimme, oder lebt in Ihrer Vergangenheit ein Bild, das Ihnen theuer ist?"

Maria Mancini ließ bei dieser unerwarteten Frage ihren umflorten Blick lange auf dem König ruhen, dann gewann er einen leuchtenden, träumerischen Ausdruck, als sie erwiderte:

„Vergangenheit — ja Sire, dort glänzt es und funkelt es wie ein Märchen von Säulen und Cypressen und weißen Marmorgestalten. Heute sagt man sich, das sei die Kindheit gewesen — beschränkt und unerfahren und doch eine zauberhafte Zeit. Auch damals," fuhr sie nachdenklich fort, „habe ich einen Jugendfreund gehabt. Es war ein braunes, schwarzlockiges Antlitz mit tiefen Augen und einer weichen schmelzenden Stimme. Er lehrte mich reiten auf einem störrischen Esel, und ich schenkte ihm Blumen dafür. Er sang mir die süßesten Lieder, und um uns rauschten die Wasserfälle von Tivoli; ein andermal war ich auf einen Trümmerwall gestiegen, die Steine begannen zu rollen, ich taumelte zum Abgrund, da war es sein Arm, der mich gehalten und gerettet. Das war auf dem Palatin vor langen, langen Jahren."

„Sie setzen mich in Erstaunen, Maria!" rief Ludwig, „von alledem erfahre ich das erste Wort. Wer war dieser Glückliche?"

„Ein Knabe, Majestät, und ich war ein kleines Mädchen, das Ganze ein Traum — was liegt an dem Namen — doch, wollen Sie ihn wissen: es war der kleine Colonna, der kleine, vornehme Colonna, und ich war die arme, kleine, verachtete Mancini — ein braunes, häßliches Ding — o dieses Kindermärchen,

Sire, ich habe es lange vergessen, und doch tönt es bisweilen wie eine tiefe Melodie des Lebens, die ewig fortklingt und dann wieder auf Jahre versinkt. — Verklungen, vergessen, so wird es auch einst mit Ihnen sein, Sire; ich glaube nicht an mein Glück," setzte sie mit wehmüthigem Lächeln hinzu; „es war ja nur Cendrillon's Traum!"

Sie hielt eine Weile inne. Wir können hier einfügen, daß jenes Kindermärchen kein ganz erfundenes war. In der That hatte Mazarin den Vorschlägen des Kardinals Barberini, der für seinen Neffen Colonna eine Mancini begehrte, Gehör geschenkt. Mazarin bestimmte zu diesem Zweck Marien, die damals 10 Jahre alt war.

„Doch wozu diese Erinnerungen und Beunruhigungen des Traumes," fuhr Maria Mancini nach einer Pause mit verändertem Tone fort, „wir müssen wachend und entschlossen das Leben durchschreiten und dem Wachen gehören die Pflichten allein. Eines Tages werden sie an mich herantreten, aber zuerst an Sie, Sire. Gehorchen Sie dann den Ihrigen ohne Bedenken und ohne Zögern. — Ich weiß," setzte sie mit tonloser Stimme nach einer Pause hinzu, „der spanische Gesandte hat Ihnen ein lebensgroßes Bild von Ihrer zukünftigen Braut gebracht."

Endlich war denn der Grund heraus, der Maria heute in den Louvre getrieben hatte. Es war die Neugier, jenes Bild zu sehen, und sie hatte sich vielleicht nicht getäuscht, als sie vorher in einem Nebenzimmer vor einem Gemälde stehen geblieben, das von einem dunkelgrünen Sammetvorhange verhüllt war. Den Tag zuvor hatte sie dem König geschrieben und um ein Rendezvous in den weitläufigen Räumen des Louvre gebeten.

„Ah, das ist es also," rief Ludwig, „was Ihnen Unruhe macht und weßhalb Sie hierher kamen. Mein Gott, ein Bild — Farben und Leinwand — seelenlose Dinge. Wollen Sie es sehen, Maria?" und er führte sie in jenes anstoßende Gemach, wo ein verhülltes Gemälde aufgestellt war. Offenbar hatte es noch keinen definitiven Platz finden können und befand sich nur wie ein Gast in diesen Räumen. Ludwig nahte sich dem Gemälde und zog den Vorhang auf. Es war ein weibliches Bildniß in spanischer Tracht, groß und bedeutend in der Auffassung, von leuchtendem Schmelz der Farben und fesselnder Wirkung der Charakteristik.

Maria Mancini blickte das Portrait der spanischen Infantin lange Zeit mit unsagbaren Empfindungen an; die leichtfertige Art des Königs, ja seine offen-

bare Geringschätzung des Bildes hätte ihr die gute Laune und Unbefangenheit leicht wieder gegeben, wenn das Gemälde nicht in der That einen würdevollen Eindruck machte und mit großer Beredsamkeit von den Reizen der spanischen Prinzessin sprach. Die kernhafte Bestimmtheit und scharfe geistreiche Charakteristik, welche Velasquez, der ausgezeichnetste damalige Portraitmaler des spanischen Hofes, seinen Bildnissen zu geben wußte, trug auch dieses Antlitz der Infantin, mit einer Würde und Schönheit verklärt, die nicht ohne tiefe Wirkung auf Maria Mancini blieb. Lange verweilte sie im Anschauen des anziehenden Bildes, dann sprach sie fast mit feierlichem Ernste:

„Sie werden glücklich sein, Sire, wenn Sie der Treue und Beständigkeit fähig sind. Man sieht, das Bild hat kein Raphael und kein Murillo gemalt, doch eine Seele wohnt in diesem Auge — o Sire, warum zeigten Sie mir dieses Bild!“ — und unerwartet stiegen ihr Thränen eines bitteren, schneidenden Wehs, einer dunklen Ahnung bevorstehender neuer Prüfungen in das Auge.

Ludwig stand erschüttert.

„Verzeihen Sie mir, Maria, ich enthüllte das Bild, weil Sie es wünschten, aber ich vergaß, daß im ersten Gebot steht: Du sollst keine Götter haben

neben mir — ich handelte im Scherz, aber ich vergaß, daß mein Leben bitterer Ernst sein muß fortan. Lassen Sie dieß Bild, Maria, ich zeige Ihnen ein anderes, welches Ihnen besser gefallen wird" und immer noch in dem leichten Tone des Scherzes führte er Marien zu einem der großen Trumeaux, welche die Fensterpfeiler schmückten, und ihre letzten Worte fast parodirend, sagte er, indem er auf die im Spiegel wie in einem Bilde lebende Gestalt deutete: „Man sieht, dieß Bild hat kein Raphael und kein Murillo gemalt, doch eine Seele lebt in diesem Auge — eine Seele, die mein Leben ist. Ich werde allerdings glücklich sein, weil ich der Treue und Beständigkeit fähig sein werde durch Sie, Maria, wenn Sie nicht verschmähen wollen, meine Lebensgefährtin zu sein!"

Und er wollte sein Knie beugen vor der Erkorenen seines Herzens.

„Sire, was thun Sie?" und Maria trat zurück.

„Ihre Antwort will ich, Maria Mancini; heute oder niemals muß es zur Entscheidung kommen!"

„Sire, wir sind in keinem Schauspiel!"

„Aber auch in keinem Märchen mehr, das Cendrillon heißt. Ihre Antwort, Maria!"

„Nicht ich kann sie geben!" rief Maria, der das Herz bebte vor Schrecken und Entzücken, „nur die

Königin und mein Oheim haben zu entscheiden — und das ist mein Kummer," setzte sie leiser hinzu.

Ludwig machte eine Bewegung des Unwillens: „Und deßhalb also zeigen Sie mir alle glänzenden, erhabenen Ziele meiner Bahn, alle Höhen und Tiefen meines Berufs, und nun, da ich Sie als Führerin begehre, Sie, die allein auf Erden mich versteht, weisen Sie mich an Andere."

„Weil Sie nicht frei sind, Sire!" sagte Maria mit starker Betonung und einem Ausdruck des Mitleids, der den König fast einschüchterte. Maria wartete die Einwendungen des Geliebten nicht ab, sondern fuhr fort: „Denken Sie an Lyon, Sire. Die Situation, daß man Ihnen eine Braut zuführt, spielt ja nicht zum ersten Male in Ihrem Leben, und Sie haben sich damals willenlos unterworfen, recht wie es einem gehorsamen Sohne geziemte. Warum Sie dann plötzlich zurücktraten und weßhalb man jene Braut nicht annahm, es ist mir niemals ganz klar geworden, jedenfalls wird die Infantin von Spanien nicht ein gleiches Schicksal zu befürchten haben, denn man hat dießmal sorgfältiger gewählt." Sie hielt eine Weile inne, um neue Kraft zu sammeln, denn die Flut der widerstreitenden Empfindungen und das Verhängniß dieses Augenblickes, der vielleicht niemals wiederkehrte, er-

drückte sie fast. „Seit jene Wolke verscheucht war, Sire, lebte ich wieder auf, denn ich mache kein Geheimniß daraus, daß ich Sie liebe, Ludwig, liebe mit der ganzen Macht meiner Seele — aber ich fürchte, dieses Glück wird dennoch ein Traum, ein süßer Traum sein, von dem wir eines Tages erwachen werden. O, wenn Sie ein Mann wären, Ludwig, ein wahrer König, unabhängig von jedem fremden Einfluß, unabhängig von jenem Kardinal, den ich verachte, wären Sie ein Herrscher, Sire, der sein Land und sich selbst in Wahrheit beherrscht und regiert, ich würde Ihnen eine Antwort auf Ihre Frage wahrlich nicht schuldig bleiben, weil ich auf Ihre Kraft und die Erfüllung Ihrer Pläne und Absichten fest bauen dürfte — allein wie die Dinge einmal liegen, muß ich bitten, diesem peinlichen Verhältniß ein Ende zu machen. Ihre Liebe, Sire, ist der Welt nicht verborgen, aber sie setzt meine Ruhe wie meinen Ruf auf das Spiel. Die Welt weiß nicht, als was sie mich zu betrachten hat, ob sie mich zu beneiden oder nur verachten, beglückwünschen oder nur verhöhnen soll. Sie werden fühlen, Sire, daß ich diesen Zustand keinen Tag mehr ertragen kann.“

„Sie haben recht, Maria,“ sagte der König, den diese offene und bestimmte Erklärung zu einer Kraft

des Entschlusses emporrüttelte, den er vielleicht auch heute noch nicht gefaßt haben würde. „Dieß soll ein Ende nehmen, und noch heute. Kein Abschied. Ich habe Sie verstanden, und werde mit meiner Mutter reden; ich treffe sie jetzt nach der Messe allein. Bleiben Sie hier, bleiben Sie im Louvre, bald hoffe ich alle Ihre Sorgen zu zerstreuen, und die Welt soll es wissen. Sie sind die Königin von Frankreich, keine Andere jemals!"

Als Maria aufsah, war der König bereits verschwunden.

Lange Zeit vorher schon hatte Maria Mancini eine solche Unterredung, eine solche Entscheidung voraussehen können — jetzt, da sie Wahrheit geworden, erschien sie ihr nur als ein schöner Traum, eine holde Einbildung, an die sie selbst nicht zu glauben wagte. Nur das Bild der Infantin sprach gleichsam als lebender Zeuge, daß sie nicht geträumt, sondern die Wahrheit erlebt habe. Sie trat noch einmal vor das Gemälde.

„Dich will ich betrachten, daß ich Muth gewinne, dich meine mächtige, schöne Gegnerin. Wenn du ein lebendes, athmendes Wesen bist, Infantin von Spanien, mit dir noch nehme ich's auf, so schön du bist. Noch besitze ich Ludwig's Herz, unentreißbarer als jemals.

Wie willst du aus der Ferne mit mir kämpfen. — Hier siegt nicht die Macht der Staatsmänner, die List der Diplomaten, hier können nur die Sterne siegen und die ewigen Mächte des Schicksals — o, wer einen Blick in die Zukunft thun könnte in dieser Stunde — nur einen Blick — ich weiß nicht, warum mir so unendliche Bangigkeit kommt — und diese ewig quälenden Zweifel. Fort — Er hat mir seine Liebe gestanden — was will ich mehr, um neuen Glauben, neue Hoffnung, neues Leben zu gewinnen. Ich fürchte dich nicht mehr, todtes, seelenloses Bild — verbirg dich hinter deinen Schleier, deine Macht ist überwunden!“ Und sie zog bei diesen Worten an den seidenen Schnüren, welche den Vorhang wieder über das Bild legten.

Dann wandte sie sich, um das Zimmer zu verlassen und in der Wohnung des Kardinals die Entscheidung zu erwarten; allein sie brauchte nicht so weit zu gehen.

In der geöffneten Thür stand er selbst, den sie fürchtete und haßte, und von dem doch jetzt mehr als jemals das Schicksal ihres Lebens abhing. Mazarin hatte von der Dienerschaft erfahren, daß Maria Mancini im Louvre sei, und sein Scharfsinn errieth, daß

das Porträt der Infantin, welches erst gestern vom spanischen Gesandten in feierlicher Audienz übergeben worden war, die Ursache ihres plötzlichen Erscheinens sein könne. Er näherte sich dem Zimmer auf der Seite einer Nebenthür, und die Stimme des Königs bewies ihm, daß er recht gehabt.

Jetzt stand er nun vor der betroffenen Nichte, doch in seinem strengen, forschenden Blick schien heute ein gütiger, theilnehmender Ausdruck zu liegen.

„Nun, wie finden Sie das Bild der Infantin, meine Nichte? Haben Sie bereits Freundschaft mit ihr geschlossen, oder möchte man eine der italienischen Künste an dem Bilde probiren — eine Kunst, die nicht gerade zur Malerei gehört? Wir sind nicht mehr so abergläubisch, meine Nichte; wenn es sich darum handelt, zu siegen, helfen solche Mittel nichts, am Wenigsten in Frankreich; doch ich glaube, man könnte bereits wahrhaft gratuliren."

Maria warf ihm einen spähenden und mißtrauischen Blick zu; sie wußte sich diesen Ton nicht zu deuten, der so eltsam aus Hohn, Schadenfreude und Gutmüthigkeit gemischt war. Der Mächtige hatte sie belauscht, und das war genug, alle schlimmen Geister der Furcht und Sorge wach zu rufen. Sie versuchte auszuweichen.

„Ich verstehe Sie nicht, Oheim Eminenz.“

Mazarin kam näher und nahm ihre Hand, um seine Nichte zu einem der Armstühle zu führen, er selbst nahm gleichzeitig an der Seite des Tisches Platz, wie zu einer längeren Unterredung.

Maria gehorchte willenlos seinem Winke; sie fühlte, daß sie bei der neuen Gefahr, die durch die Infantin von Spanien drohte, zuletzt doch keinen stärkeren Verbündeten haben könne, als Mazarin, vorausgesetzt, daß er sich auf ihre Seite stellen würde.

„Meine liebe Nichte,“ begann der Kardinal, „es ist mir Bedürfniß, daß wir uns heute einmal offen und ohne Rückhalt aussprechen. Ein Staatsmann kommt so selten dazu, die süßen Freuden des Familienlebens zu genießen und mit Denen zu plaudern, die seinem Herzen am Nächsten stehen. Ich würde diese Freude mir vielleicht noch länger aufgespart haben, doch dieß duldet keinen Aufschub mehr — die Dinge nahen sich der Reife, wie ich sehe.“

Nach dieser scheinbar freundlichen Einleitung ging er direkt auf sein Ziel los, und seine Stimme gewann wieder einen schärferen, sarkastischeren Klang, als er sagte:

„Man könnte sich also beinahe schon Königin dünken, wie die Leute flüstern — wirklich — und gesetzt,

der Fall wäre mehr, als ein Wahn — Mühe hätte es wahrlich genug gekostet, wenn ich daran denke, was Ihr gewesen seid — arme, hülflose Vögelchen, bedauernswerthe Waisen, die ich aus Rom kommen ließ, damit sie nicht im Elend verkamen."

„Oheim Eminenz, wir sind niemals dafür undankbar gewesen," erwiederte Maria mit schüchternster Bescheidenheit.

„Ich habe Euch erziehen lassen," fuhr Mazarin fort, „wie es Fürstinnen geziemt, ich habe Euch einen Hofstaat gegeben, Fürsten und Prinzen und Könige zu Gespielen. Ihre Schwestern haben meine Absichten dabei nicht verstanden, oder wenigstens nicht erreichen können — Ihnen, als der Begabtesten, würde es ziemen, dieß große Werk zum Ende zu führen."

Maria Mancini sah ihren Oheim mit weit geöffneten Augen an, denn diese Sprache hatte sie nicht erwartet.

Mazarin fuhr fort: „Meinen Sie etwa, meine Nichte, man habe diese unzähligen kleinen Schritte gethan, diese feinen und entschlossenen Schachzüge versucht, diese weiten und engen Maschen gewoben nur zum Zeitvertreib? Himmel, welche schlaflosen Nächte hat es mir gemacht, dieß drohende Verhältniß mit der d'Argencourt aufzulösen. Und dann diese heillose

Brautschau von Lyon — eine Partie, worin Sie die Karten vortrefflich zu benutzen verstanden, die Ihnen in die Hand gespielt wurden von Ihrem sorgsamen Oheim. Sie staunen, aber Sie werden sich jetzt mit zwei Worten sagen können, meine Nichte, daß ich Sie schwerlich nach Lyon geschickt hätte, wollte ich nicht für das Gift ein Gegengift bieten. Sie sollten die Fremde ausstechen, und Sie haben es gethan. Wenn er auch spät kommt, ist mein Glückwunsch deßhalb nicht weniger aufrichtig."

„Eminenz, ich staune!" rief Maria, „ich sehe, daß Sie zwei Gesichter tragen, aber welches ist das richtige? In Lyon waren Sie entschieden gegen mich, gegen uns."

„Man muß sich dem Strom bisweilen entgegen stemmen, meine Nichte, um seine Gewalt zu vermehren."

Maria betrachtete ihren schlauen, welterfahrenen Oheim lange mit mißtrauischen Blicken. Es kam ihr sonderbar vor, daß sie den Sieg, den sie heute errungen, fremder Hülfe verdanken sollte, daß ihr Oheim im Stande war, dieß auf seine Rechnung zu schreiben, was sie vermeintlich nur sich allein verdankte.

„Eine tiefsinnige Weisheit," sagte sie jetzt, „übri-

gens ist Niemand mehr Philosoph, als wer sich in das Unvermeidliche fügen muß, das er nicht selbst geschaffen hat, sondern das ihm über den Kopf gewachsen ist."

Damit war die Situation klar ausgesprochen.

Mazarin zuckte unwillkürlich empor, aber er bezwang sich.

„Es scheinen einige Mißverständnisse obzuwalten, meine liebe Maria Mancini — das sogenannte Unvermeidliche ist vorderhand vielleicht nur das Mögliche — eine Chance, die in Mazarin's Händen ruht; wenn er will, so kann er diese Chance auch fallen lassen, und es wäre dann nur an Anderen, sich in das Unvermeidliche zu fügen."

„Jetzt sprechen Sie deutlich, Eminenz!" rief Maria mit blitzenden Augen, „ich bitte, fortzufahren, Sie haben bei dieser interessanten Unterhaltung offenbar einen Hinterhalt, und die eine Wagschale, welche Ihre sogenannte und so freundlich dargebotene Chance enthielt, soll unzweifelhaft durch etwas Anderes aufgewogen werden. Mit anderen Worten, Sie scheinen einen Preis dafür zu begehren, wenn ich Sie recht verstehe."

Mazarin blickte seine Nichte an, wie eine schadenfrohe Eule, die mit einem gefangenen Mäuschen spielt.

„Vielleicht sind wir auf der richtigen Spur, meine liebe, schöne Maria, wie gesagt, Sie sind die begabteste meiner Nichten. Gut also, ich setze mich in die Lage, Sie als Königin zu begrüßen — Ludwig der Vierzehnte in Ihren Armen und Frankreich zu Ihren Füßen, das will immer etwas sagen, aber wie stehen wir Beide dann? Sie beliebten vorher zu äußern, daß Sie mir niemals undankbar sein würden für Alles, was ich Ihnen erwiesen."

„Sprechen Sie sich frei aus, Oheim Eminenz, worin erwarten Sie meine Beweise von Dankbarkeit, falls jene Aussicht sich verwirklichte?"

„Es ist das nicht einfach zu sagen, meine liebe Nichte. Lassen Sie mich weiter ausholen. Lassen Sie mich andeuten, mit welchen Augen Ihre Schwestern die Situation betrachten. Ihre Schwestern, ich kann es nicht verhehlen, sind unruhig, mag die Sache glücklich ausfallen oder nicht; sie sind unruhig. Meine Tage sind gezählt, ich bin ein alter, gebrechlicher Mann. Alles menschliche Glück ist wandelbar auf Erden, und so viel wir errungen, Ihr durch mich, ich durch die Gnade Gottes — eines Tages können wir Alle wieder in das Elend sinken. Doch dieß nur nebenbei. Ihre Schwestern meinen nämlich, und die Augen der Frauen sehen darin scharf: die Laune des Königs

könne immer noch nicht zum Ziele führen — er ist sehr wandelbar; eine verliebte Natur kann nicht beruhigen, auch nicht nach der Vermählung. Ihre Schwestern meinen, daß Geist und Schönheit im Wettlauf mit der Zeit zurückbleiben, und daß Geist allein unmächtig sei, wenn das Andere geschwunden; sie meinen, um mich deutlicher auszudrücken, daß ein Tag kommen müsse, wo aller Esprit einer Maria Mancini ihre eigenen entflohenen Reize und damit zugleich die entflohene Treue eines bloß Verliebten nicht zurückbeschwören könne. Dann, Maria Mancini, brauchen Sie einen starken Beschützer — aber es ist wahr, noch sind wir nicht so weit. Ihre Schwestern jedoch meinen, auch jetzt bedürfe es einer letzten Hülfe, und dieß Porträt der Infantin gibt Ihren Gründen unzweifelhaft Gewicht. — Ein kleines Kunstmittel, wie in Lyon, wird uns nicht zum zweiten Mal gestattet sein; man muß also etwas Schwierigeres ersinnen, und Ihre Schwestern meinen, ohne den alten Mazarin würde es schwerlich gelingen, der greise Oheim würde dabei immer noch Gelegenheit finden, sich unentbehrlich zu zeigen. Dieß Alles nebenbei. Gesetzt also, es gelänge und das Diadem zierte diese Stirn, wie stehen wir dann, meine Nichte?"

Maria war aufgestanden. Diese sonderbaren Zweifel

an der Macht ihrer Reize, diese dunklen Warnungen, Drohungen und Verklausulirungen ihres Glücks machten sie erbeben; sie erkannte, daß der Augenblick, wo sie glauben durfte, unabhängig von ihrem Oheim zu sein, ferner als jemals sei — dennoch fühlte sie, daß sie sich nichts vergeben dürfe, ohne ihre ganze Zukunft in Frage zu stellen.

„Wäre ich eine Komödiantin," erwiederte sie mit Laune und Stolz, „so würde es mir ein Leichtes sein, Ihnen, Oheim Eminenz, mit den süßesten Worten allerlei Versprechungen und Zugeständnisse zu machen, um mich Ihres Beistandes, Ihres Rathes, Ihrer Freundschaft zu versichern, allein ich verschmähe diese Künste, Eminenz, Sie finden mich offen, wie ich immer war. Ich liebe den König und hoffe ihn zu besitzen als seine rechtmäßige Gemahlin. Wir aber, Eminenz, werden dann so stehen, wie es die Wohlfahrt Frankreichs, wie es das Interesse seines großen Volkes erheischt!"

Mazarin betrachtete seine Nichte eine Weile, er wußte noch nicht, ob er ihren Worten den Sinn einer versteckten Kriegserklärung oder bloß einer jungfräulichen Schroffheit und Eitelkeit beilegen sollte. Er versuchte einen Schritt näher.

„Eine Antwort, würdig einer Königin," sagte er

mit einnehmender Freundlichkeit, „eine Antwort, mit der ich vollkommen einverstanden bin — wie es die Wohlfahrt Frankreichs erheischt — Frankreich aber, das vergessen Sie nicht, Maria Mancini, dieses Frankreich ist meine Schöpfung, an der ich nichts ändern lasse, so lange mir Gott noch einen Athemzug gibt. — Wollen wir Alliirte sein, Maria, hier ist meine Hand!“

Maria that nicht, als ob sie die Bewegung des mächtigen Ministers und Beherrschers Frankreichs beachtete. Er nahm von Neuem das Wort:

„Maria Mancini, Gott im Himmel weiß, diese Angelegenheit Ihrer Vermählung war die zarteste meines ganzen Lebens, und die mir am meisten Sorge gemacht hat. Mit Ihrer Vermählung kröne ich entweder mein Gebäude, oder ich besiegle damit meinen Sturz!“

Maria erschrack vor dieser Wendung des Gesprächs und diesem Theatercoup durchaus nicht, denn sie erwartete ihn. Ohne ein Wort zu sagen, wandte sie ihrem Oheim ihr volles Antlitz zu, als bestätige sie seine Worte.

Mazarin, der um jeden Preis eine ihm günstige Antwort erpressen wollte, zog andere Saiten auf. Seine Stimme wurde weicher, sein Auge umschleierter.

„Ich will noch deutlicher sein, Maria. Ich habe nichts dagegen, daß Sie dem König Geschmack einflößen an der Tragödie. Die Bühne, die Akademie, Dichter und Künstler gebe ich Ihnen preis. Das ist ein Gebiet für Frauen, hinreichend groß genug. Dagegen wünsche ich nicht, daß Sie dem König Neigung einflößen, den Staat zu leiten. Diese Eitelkeit, meine Nichte, würde vollkommen überflüssig sein."

Das entscheidende Wort war gefallen. Mazarin hatte damit das eigentliche Geheimniß seines Mäcenatenthums verrathen, das er, abgesehen von seinen persönlichen Neigungen, als die wirksamste Diversion benutzte, um die Blicke der Pariser zu beschäftigen und sie vom Staat abzulenken. Man muß wissen, daß er jährlich kolossale Summen für Ballet und Oper verschwendete, die eigentlich erst er aus Italien eingeführt hatte. „Er ließ," erzählt René, „die Entwürfe dazu aus Mailand und Mantua kommen, und ebenso die Maschinisten, die Dekorationen und die ganze Ausstattung. Nach der Fronde überhaupt wurden Ballets, Maskenaufzüge, Caroussels, Ringelrennen und andere Spiele sehr beliebt und ließen die politischen Leidenschaften vergessen. Der König selbst ließ sich die Sache so angelegen sein, daß er in einem einzigen Ballet fünf Rollen hinter einander spielte, nämlich die des

Apollo, des Mars, einer Dryade, einer Furie und eines Höflings; es war ihm keine Rolle zu schlecht. Noch vor drei Jahren hatte er wöchentlich drei Balletvorstellungen gegeben." — Und diese noble Passion wollte Maria Mancini ausrotten. — Das entscheidende Wort war gefallen.

Maria verbeugte sich ehrfurchtsvoll. „Eminenz, ich denke, an Unklarheit leiden Ihre Bedingungen nicht; sie verlangen die gleiche Offenheit. Zuerst täuschen Sie sich, wenn Sie mir Eitelkeit zuschreiben. Sie würden der Wahrheit näher kommen, wenn Sie mir Ehrgeiz zutrauen, jenen wahren höchsten Ehrgeiz, seinen Willen durchzusetzen — und dieser Wille muß Ihren Vorschlag ablehnen. Ich habe ein anderes Ideal von den Pflichten eines Königs und einer Königin — wollen Sie den Schlüssel meiner Politik — sie wird sein, glückliche Menschen, freie Geister zu erziehen, den König aber aus einem Müßiggänger zu einem thätigen Regenten, aus einer Puppe zu einem Mann zu machen. Vielleicht ist dieß etwas Anderes, als Ihre Zerstreuungen jemals erreichen können!"

Mazarin verlor schon jetzt beinah seine Haltung.

„Was bezwecken Sie damit?" sagte er. „Ein neunzehnjähriger Mensch kann nicht das Haupt eines Staates sein. Er würde Alles in Verwirrung brin-

gen. So lange ich lebe, ist Frankreichs Wohl und Wehe in diese Hand gelegt, und der soll mich finden, der es wagen wird, sie mir zu entreißen."

„So lange Sie leben, Oheim Eminenz, vortrefflich — aber wenn, was Gott gnädigst weit hinausschieben möge, wenn Sie eines Tages nicht mehr sind, soll dann der König, an stete Unmündigkeit gewöhnt, plötzlich auf eigenen Füßen stehen, plötzlich regieren können, eine Kunst, die Sie ihn niemals gelehrt haben. Nein, Eminenz, ich will schon zu Ihren Lebzeiten dieß Amt übernehmen, ich will ihn stehen und gehen und unabhängig handeln lehren, wenn ich es vermag!"

„Aber mein Frankreich — was soll daraus werden!" rief Mazarin die Hände ringend.

„Frankreich — das heißt, Sie selbst, Eminenz, Ihr eigenes Interesse! — Nun denn, unsere Bahnen können nichts mit einander zu schaffen haben. Wenn das Gesetz durchgeht, daß alle unrechtmäßig erworbenen Güter zurückgegeben werden müssen, so wird sich Ihr Interesse augenblicklich von dem Interesse Frankreichs trennen!"

Mazarin war außer sich. „Spricht so das Blut meines Hauses?"

„Ja, Eminenz, weil ich aus dem Hause Mazarin stamme, wird es mein Ehrgeiz sein, Ihnen vielleicht

ebenbürtig zu werden, abgerechnet den Makel, den Sie auf diesen Namen gebracht haben — den Makel, den ich einst abzuwaschen hoffe — nicht durch Thränen des Kummers eines geknechteten, ausgesogenen Volkes, sondern durch Thränen der Freude und des Dankes, den ein befreites, glückliches Volk uns einst zollen soll."

Mazarin runzelte seine Stirn, sein Auge ruhte drohend auf der Verwegenen. „Ein Makel — von welchem Makel ist die Rede?"

„Sie haben mir gesagt, Eminenz," fuhr Maria unerschrocken fort, „wie meine Schwestern denken; soll ich Ihnen sagen, wie das Volk denkt? — Das Volk ruft, daß an Ihren unermeßlichen Reichthümern das Blut ganz Frankreichs klebe; das Volk ruft, Sie hätten den König frühzeitig verdorben, um ihn unfähig zu erhalten; das Volk sagt mehr, Sie hätten den Schild der Lilien Frankreichs entweiht; ich aber sage Ihnen, daß ich Den verachte, den ich oft sein Haupt beugen sah vor Denen, die ihn am Meisten beschimpft hatten — daß ich Den verachte, der seinen Gegnern schmeichelt und selber groß geworden ist durch Entwürdigung der Kirche, durch Beraubung des Volkes, durch Korruption des Staats und der Sitten!"

„Halten Sie ein, Maria — halten Sie ein! Sie

tödten mich!“ ächzte Mazarin, mehr erschrocken von dem lauten Ton der Stimme, als von dem Inhalt ihrer Worte. Dann erhob er sich mühsam, sein Auge funkelte, seine Stimme klang heiser und gequält, als er zitternd noch einmal seine Hand der schönen Gegnerin entgegenstreckte.

„Ich will Alles vergessen, was Sie gesagt, Wahnsinnige — Alles, nehmen Sie diese Hand, Maria, noch einmal biet' ich Sie Ihnen, aber zum letzten Male — reichen Sie mir Ihre Hand, Rasende, reichen Sie mir Ihre Hand!“

„Vielleicht gewähr' ich Sie als Königin zum Abschied, Eminenz!“ erwiederte Maria in ungebeugtem Stolz. „Sie können uns trennen,“ setzte sie hinzu, „ich weiß es wohl, Ihre Macht ist groß, und Sie werden kein Mittel unversucht lassen. Darum hoffe ich Alles nur von der Gnade des Himmels, nicht von Menschen. Meine einzige Stütze ist das Vertrauen auf den König und auf seine Seelengröße. Könnte ich denken, daß ein Tag käme, wo diese Stütze zusammenbräche und sich als Täuschung erwiese, so ist auch mein Leben zu Ende! Ich würde mich selbst in den Abgrund stürzen und Alles zur Waffe machen, um mich für meinen thörichten Hochmuth zu bestrafen! Dieß Versprechen gebe ich Ihnen im voraus, Emi-

nenz!" Und ohne ihrem greisen Oheim einen Blick weiter zu schenken, schritt sie davon.

Mazarin sank zusammen und blieb lange Zeit wie betäubt in dem Lehnstuhl zusammengekrümmt liegen, dann aber schnellte er auf und ein mißtönendes heiseres Lachen tönte durch das Gemach.

„Zum Abschied als Königin — als Königin. — Noch bist Du es nicht, Verwegene, und sollst es niemals werden! — Niemals, so lange ich noch eine Hand, einen Fuß rühren kann! Fort mußt Du aus Frankreich, fort, und müßt' ich einen Gewaltstreich wagen!" Er stand auf und machte einen Gang durch das Zimmer.

„Sonderbar," sagte er, in tiefe Erinnerung verloren, „ihre Mutter sagte mir auf ihrem Sterbebett, Mancini, der Astrolog, habe ihr offenbart, daß ihre Tochter Maria einst große Verwirrung in der Welt stiften werde. Die kluge Frau glaubte das Uebel zu beschwören und bat mich, diesen Feuerbrand im Kloster zu lassen und Marien ganz Gott zu weihen. Hätte ich ihren Wunsch befolgt, vielleicht wäre es besser gewesen, aber wir Thoren wollen den Willen des Himmels korrigiren und müssen ihn dennoch erfüllen! Gleichwohl — hier ist ihre Grenze! Mit derselben Hand, mit der ich diesen Lieblingsbau langsam und

vorsichtig aufgebaut — den Bau mit der Königskrone — in dem ich meine alten Tage zu verleben dachte, der stolzeste Traum meines Lebens — mit derselben Hand reiß ich dieß Gebäude nieder und zertrümmere es wieder! Dank sei dem Himmel, daß ich diese Schlange noch bei Zeiten erkannte, bevor ich sie groß gezogen an meinem Busen!"

Und wieder machte er einen Gang durch das Zimmer und blieb endlich an einem Fenster stehen. „Zwar meines Hauses Ehre, meine kühnsten Pläne, meine letzte, theuerste Belohnung für jahrelange Mühen — dahin in einem Augenblick — zu Boden, zu Boden! Das Wohl Frankreichs will es nicht — noch bin ich Herr, noch will ich's bleiben, auch um diesen Preis!" Gleichwohl schien ihm das Opfer sauer genug anzukommen. „Mazarin war uneigennützig, werden einst die Historiker schreiben,", sagte er mit der Miene der Selbstironie, „er verzichtete darauf, seinem Hause die Krone von Frankreich zu vererben. O, sie ahnen nicht, wie viel mich diese Tugend kostete, diese Uneigennützigkeit, dieser moralische Selbstmord! So sind wir Alle, und die reinsten Tugenden der Menschen sind nur Masken der Noth, fromme Kehrseiten ungestillter Begierden. Doch hier ist sie Lebensfrage, ich dulde keine Nebenbuhlerin der Macht; und wäre sie aus

meinem eigenen Hause, ich zertrete sie! — Jetzt zur Königin!“ Und Mazarin schlug den Weg in die inneren Gemächer des Louvre ein.

Mazarin konnte zu keiner verhängnißvolleren Stunde kommen. Indeß er noch beschloß, seiner Nichte und dem König zugleich in den Weg zu treten, war seine Sache bereits verloren.

Ludwig befand sich zu dieser Zeit noch bei seiner Mutter, und die Ergüsse seines Geständnisses, seines Flehens, seiner Schilderung der leidenschaftlichsten Neigung hatten eine Entscheidung herbeigeführt. — Mazarin hatte die Königin am selben Morgen ganz richtig beurtheilt, als er ihren Zorn nicht höher achtete als eine Art „Kosmetik“. — „Was würde wohl,“ fragte er damals, „dieß stolze Mutterherz vermögen vor der Stimme, vor den Thränen des eigenen Sohns?“ Und so war es gekommen. Die unbeugsame Königin, welche heute Morgen noch Mazarin gedroht hatte, ganz Frankreich zur Empörung zu rufen, zerschmolz vor den Worten und Bitten ihres geliebten Sohnes, widerstandlos gegen seine beredte Schilderung, gegen seine männliche Entschlossenheit, gegen seine rührenden Bekenntnisse.

Königin Anna hatte soeben, allerdings mehr durch schweigende Zustimmung als durch ausdrückliche Worte,

ihre Einwilligung gegeben, wenn man nicht sagen will, daß sie ihr entrissen worden, als Mazarin eintrat.

Er sah die bewegte Situation, die strahlende Miene des Königs, die gebeugte Haltung der Königin, deren Augen Thränen der Rührung und Thränen der Schwäche entquollen — Mazarin sah dieß Alles, aber seiner aufgeregten und von wilden Entschlüssen erfüllten Seele blieb das Schauspiel unverständlich; er sollte nicht lange in Zweifel bleiben, denn Ludwig sagte:

„Wie soll ich Ihnen danken, meine Mutter! Daß Sie endlich meinen heißen Bitten nachgegeben, macht diesen Tag zum glücklichsten meines Lebens."

„Welche Mutter könnte Dir widerstehen, mein ungestümer Sohn!" erwiederte die Königin, fast wie die Pythia dem stürmischen Alexander, dem Niebesiegten.

„Sie werden sehen, meine Mutter," fuhr Ludwig fort, „ich werde ein neuer Mensch werden. Was war mein Leben bisher? Eine Kette von Tändeleien und Unwürdigkeiten, eine unfruchtbare, pfadlose Wildniß, ein müßiger, thatenloser Traum — von jetzt an soll Ordnung werden und ich werde streben, den Namen eines Königs zu verdienen. Ihren Segen, meine Mutter!"

Und er beugte sich vor der Sitzenden auf seine Kniee. Königin Anna schloß ihre Hände über seinem

Haupt und ertheilte ihm ihren Segen mit frommen, mütterlichen Worten, wie sie dieselben vielleicht noch niemals zu ihm gesprochen; es war, als wenn sich eine Kluft schlösse, die bis dahin zwischen Beiden bestanden. Dann küßte sie ihn auf die Stirn, und der König erhob sich.

„Und nun sagen Sie mir, geliebte Mutter, warum waren Sie zuvor meinem heißesten, sehnsüchtigsten Wunsche entgegen? — vielleicht durch den Einfluß des Kardinals?"

„Im Gegentheil, mein Sohn;" erwiederte die Königin, „ich will nicht die alten Gründe wiederholen, die ich Dir vorher mitgetheilt. Du hast einen nach dem andern überwunden und meine Zustimmung erobert, entrissen, wie eine feindliche Fahne; aber ich füge mich darein, ich will Deinem Glück nicht allein im Wege stehen. Der Kardinal schien ebenfalls dafür zu stimmen, wenigstens mußte ich dieß aus seinem Benehmen schließen. Bitte, laß ihn rufen, es drängt mich zur Versöhnung mit ihm; so viel ich mich erinnere, schied er in einiger Verstimmung von mir, ja, ich mag ihn als den Oheim Maria's empfindlich beleidigt haben, als ich mich gegen die Vermählung aussprach; laß ihn kommen, mein Sohn, laß ihn kommen!"

„Und wann, meine Mutter, darf ich meine Braut

zu Ihren Füßen führen, um Ihren Segen zu empfangen?"

„So bald Du willst, mein Sohn, so bald Du willst. Maria Mancini ist mir ja keine Fremde. Wenn ich mich recht verstehe, ist sie mir immer theuer gewesen, und die Bescheidene wird vielleicht besser für Dich passen, als eine fremde Prinzessin, die mit ihren Prätentionen uns Allen sich unbequem machen könnte. Euere Vermählung mag dann stattfinden, so bald als thunlich, je früher, desto lieber!"

„Niemals wird sie stattfinden, so lange ich ein Wort zu sagen habe!" sprach Mazarin, welcher sich festen Schrittes der Gruppe näherte. „Majestät," fuhr er fort, indem er sich zur Königin wendete: „Ich war heute Morgen noch von Vorstellungen behaftet, die mir nicht ziemen. — Ich komme jetzt als reumüthiger Sünder, um Ihre Gnade und Verzeihung zu erflehen. Die Weisheit Eurer königlichen Majestät sah tiefer, fühlte richtiger und schloß nach erhabeneren Grundsätzen. Ich bin niemals in meinem Leben so innig mit meiner Königin einverstanden gewesen als darin, daß der Gedanke einer Verbindung des Hauses Bourbon mit dem Hause Mancini zu den Unmöglichkeiten zählt!"

Die Königin Anna, ebenso wie der junge König waren äußerst betroffen, doch war die Wirkung der

unerwarteten Einsprache von Seiten eines so mächtigen und allerdings direkt dabei betheiligten Ministers bei Beiden verschieden. Der König, empört, plötzlich neuen Widerstand, neue Hindernisse zu sehen, erhob sich und fixirte seinen Gegner mit fragendem Blick, ihn gleichsam auffordernd, sich näher und deutlicher zu erklären. Die Königin dagegen, überrascht, daß sie jetzt unerwartet Beistand bekam, wo er ihr nichts mehr helfen konnte, zürnte mit sich selbst; ein Gefühl von Unmuth und Reue, daß sie sich doch zu voreilig hatte überrumpeln lassen, bemächtigte sich ihrer, und sie erwartete mit gleicher Spannung Mazarin's weitere Erklärungen.

Der Kardinal benutzte die Betroffenheit Beider und ergriff sofort wieder das Wort. Er entwickelte in diplomatischer, sentenzenreicher Rede alle denkbaren und undenkbaren Gründe, die im Namen der europäischen Politik und im Namen seiner persönlichen Ueberzeugungen gegen eine solche Verbindung sprachen.

„Und was würde die Nachwelt sagen?“ schloß er. „O ich höre ihre Verwünschungen und Flüche, ihre Verdächtigungen und Anklagen meines Charakters! Heute schon wird man behaupten, daß ich diese Sache eingefädelt, von langer Hand vorbereitet hätte, um meinen Ehrgeiz zu befriedigen und einen dauernden

Frieden zwischen Spanien und Frankreich zu verhindern. Nein, Majestät, nein, Sire, ich darf mein Gewissen nicht mit so schweren Lasten beladen. Ich würde diesen Schritt, der unfehlbar meinem Hause Vortheil und Ehre, Ruhm und Glanz bringen müßte, weder vor Gott noch vor den Menschen verantworten können. Vergessen wir nicht die äußeren Rücksichten der Politik. Ich will nicht behaupten, daß es nicht noch Prinzessinnen genug gäbe, deren Eintritt in die Königsfamilie der Bourbonen ganz Frankreich einen Zuwachs von Macht und Einfluß bringen würde — ich will nicht sagen, daß der König sich bei allen Höfen Europas ridicul machen muß, wollte er die Enkelin eines obscuren römischen Kammerdieners seinen erlauchten Standesgenossen vorziehen — das Alles würde man vergessen und verschmerzen können, aber Thatsache ist, daß Frankreich im nächsten Kriege — von welcher Seite er immer kommen möge — ohne jegliche Allianz sein wird, isolirt und preisgegeben den Ränken und Koalitionen seiner zahlreichen Gegner. Ein solches Resultat kann ich, als der erste Minister Frankreichs und des königlichen Hauses, weder vor der Gegenwart noch vor der Zukunft verantworten, und mit meinem Willen, meiner Zustimmung wird jener Schritt niemals geschehen!"

Ludwig war von der strömenden Beredsamkeit und der scheinbaren Macht dieser Reihe von Trugschlüssen vollständig „aus dem Konzept" gebracht:

„Aber um des Himmels willen, sagen Sie mir, ich höre, Sie hätten früher nicht solche Bedenken gehabt, ja, Sie seien sogar mit meiner Werbung einverstanden gewesen. Woher diese plötzliche Sinnesänderung?"

„In Wahrheit, Sire, ich war niemals für die Idee einer Vermählung. Man kann nicht läugnen, Manches spricht laut gegen mich. Ich ließ Ihren Umgang mit meinen Nichten gewähren, ich drückte ein Auge zu, um Ihre Huldigungen nicht zu sehen, allein nur in der Absicht und Ueberzeugung, daß solche Jugendfreundschaften eine wirksame Schutzmauer gegen gefährlichere Verbindungen bieten. Mit einem Wort, aus Gründen der Moral duldete ich die Gunstbezeugungen, welche Sire so lange Zeit meinen unbedeutenden und unvorsichtigen Nichten zu erweisen geruhten. Niemals dachte ich im Ernste daran — wie man zu sagen pflegt — im Trüben selber fischen zu wollen — dafür bürgt die Tiefe meiner Verehrung und das ungeheuchelte Gefühl meiner steten Unterthänigkeit gegen das königliche Haus!"

„Du hörst, mein Sohn!" begann die Königin Anna, durch den unerwarteten Succurs wieder zu neuem

Widerstande ermuthigt, wenn sie ihn auch um ihres einmal gegebenen Wortes willen nicht offen wagte.

Das aber brachte den Zorn des Königs zu hellen Flammen.

„Wer ist hier König!“ rief er. „Befehlen Sie über Schreiber und Diplomaten, Eminenz, aber lassen Sie die Herzen aus dem Spiel. Ist es denkbar, ist es erhört, daß solche leere, nichtssagende Gründe, solche weithergeholte, nichtsbeweisende Einwände das Herz meiner Mutter bestricken könnten? — Nun wohl, es ist nicht Trotz, nicht Uebermuth, nicht Undankbarkeit gegen Ihre Verdienste, Eminenz, die mich zu jenem Wunsche gebracht haben. Wollen Sie ein Zeichen meiner Demüthigung, wohlan, beuge dich noch einmal, königlicher Stolz — hier sehen Sie mich knieen, Eminenz — zu Ihren Füßen, meine Mutter, fleht der Enkel des heiligen Ludwig: gewähren Sie ihm eine Gunst, die der Himmel selbst den ärmsten Sterblichen nicht versagt, die Gunst, aus eigener freier Wahl glücklich sein zu dürfen — geben Sie mir Maria Mancini!“

Königin Anna war von diesem kühnen Sturm, diesem Fußfall ihres Lieblings — (eine Thatsache, die uns von Memoiren der Zeitgenossen als historisch verbürgt wird) — bis zu Thränen bewegt. Der Auf-

schrei einer verzweifelten Leidenschaft wird in den Gemächern der Großen und der Fürsten so selten gehört.

Mazarin allein blieb unbewegt, und je mehr die Königin zur Nachgiebigkeit geneigt erschien, desto entschlossener wuchs seine Widerstandskraft.

„Unbeugsam, Majestät, unbeugsam!“ rief er mit Stentorstimme. „Gott hat die Könige eingesetzt, damit sie über das Wohl, die Ruhe und Sicherheit ihrer Unterthanen wachen, aber nicht um die Wohlfahrt derselben ihren eigenen Leidenschaften zu opfern. Und wenn es jemals solche Fürsten gegeben, die unglücklich genug waren, durch ihr Betragen zu verdienen, daß sie die Vorsehung im Stiche lasse, so hat die Geschichte genug von Revolutionen und Elend zu melden, die sie ihrer Person dadurch zugezogen haben.“ — Diese Worte, in denen er fast als ein unbewußter Prophet der Umwälzungen erschien, die kaum fünf Menschenalter später mit vernichtender Gewalt eintraten: — diese Worte waren Mazarin noch nicht genug, er wendete sich jetzt zur Königin Anna, um seinen letzten Trumpf auszuspielen.

„Deßhalb, Majestät, wenn es nöthig sein sollte, würde man zur Verhinderung des Schlimmsten einen solchen Verwegenen lieber für unzurechnungsfähig erklären und eine Regentschaft einsetzen, statt ihm nachzugeben.“

Diese Würde und Festigkeit, von welcher Mazarin's Briefe noch heute ein bleibendes Zeugniß geben, imponirten der Königin, so daß sie nicht zu sprechen wagte.

Der König aber sprang auf, seine Stirnadern waren geschwollen, sein ganzes Wesen ein Bild der äußersten Erbitterung.

„So breche denn Alles zusammen, was mich noch in Schranken bannt!" rief er. „Herr im Himmel, wäge meine Worte nicht, aber ich kann nicht mehr an mich halten. Wer ist hier König! ruf' ich noch einmal — etwa ein alter Mann, ein fremder Abenteurer, der mir das Herz meiner eigenen Mutter entfremdet hat, meiner eigenen Mutter! O mein Gott, wen sehe ich vor mir — eine Matrone, eine willenlose, gutmüthige Matrone, die keines Entschlusses mehr fähig ist, die den eigenen Sohn einem Rabulisten, einem Schleicher, einem italienischen Impresario geopfert hat — wen sehe ich vor mir — einen Tyrannen und Verführer, der sich an meines Vaters Stelle gedrängt hat, der Frankreichs Lilien in den Schlamm herabgezogen, der Frankreichs Thron zum Tummelplatz eines Fauns, eines habgierigen Räubers gemacht hat? Verzeihen Sie mir, theure Mutter, aber dieses Jesuiten hätte es nicht bedurft, um die Tage Ihres Alters zu entweihen!"

„Mein Sohn, mein Sohn!“ rief die Königin.

„Er ist rasend geworden!“ warf Mazarin ein, der Polonius und Claudius des Hofes zugleich, während Ludwig's Situation momentan eine gewisse Aehnlichkeit mit der des berühmten Dänenprinzen nicht verleugnete.

„Nicht rasend!“ rief er, „aber Niemand in der Welt würde es für unnatürlich halten dürfen, wenn ich eine That des Zornes beginge. Ein Knabe war ich, aber heute bin ich ein Mann, der keine Schonung mehr kennt! Von dieser Stunde an ergreife ich Frankreichs Scepter, und mein Wort an Maria Mancini einzulösen, sei meine erste Pflicht. Leben Sie wohl, meine Mutter, vielleicht kommt eine Zeit, wo meine Liebe wieder mit Achtung verbunden sein wird. So lange dieser Dämon lebt, ist sie erloschen. Lebt wohl Beide. Man wird von mir hören!“ Damit schritt er sporenklirrend davon.

„Mein Sohn, mein Sohn, Du brichst mir das Herz!“ rief Königin Anna und sank bewußtlos in den Sessel zurück.

Mazarin eilte ihr zu Hülfe und läutete nach der Dienerschaft, aber Königin Anna erhob sich und stieß ihn von sich.

„Hinweg von mir, Du hast meines Sohnes Herz

vergiftet, hinweg — ich hasse Dich — Dich, den Dämon Frankreichs!"

Die schweren Anklagen, welche hier gegen Mazarin und die Königin Anna erhoben wurden, gehören allerdings zu den unaufgehelltesten Partieen der französischen Hofgeschichte, obgleich neuere Forschungen wiederholt behaupten wollten, daß die „fable convenue" durchaus nicht in das Reich der Fabeln zu verweisen sei. Schon seit Mazarin im Palais royal mit der Königin zusammenwohnte, verbreitete sich das Gerücht, daß er in heimlicher Ehe mit ihr verbunden sei — das heißt in einer Gewissensheirat, deren Vertrag vom Pater Vincentius ratifizirt worden sei. Nach den Briefen der Pfalzgräfin zeigte man eine geheime Treppe, auf der sich seine Herrlichkeit zu der Königin begeben haben soll. Auch die Pamphlete jener Zeit enthalten zahlreiche feine und derbere Anspielungen, wie jenes berühmte Sonett, in dem man mit Beziehung auf seine Spielwuth zum Kardinal sagte:

„Dispose
De la reine de pique, trèfle, coeur ou carreau
Mais n'en fais pas ainsi de la reine de France."

Als Hauptbeweis aber gilt die auffallende, noch vorhandene Korrespondenz, welche höchst zärtlicher Natur ist.

4.

Die Entführung.

Nec scit, qua sit iter.
Ovid.

La noirceur masque en vain les poisons qu'elle verse;
Tout se sait, tôt ou tard, et la vérité perce.
Gresset.

Es waren einige Wochen nach diesen Auftritten vergangen, welche begreiflicherweise den ganzen Hof in Alarm und selbst Paris in die bedenklichste Aufregung versetzten.

Aeußerlich herrschte zwischen den Parteien eine dumpfe Schwüle und Stille, desto mehr arbeitete man im Geheimen an einer Entscheidung. In den Kabinetten der Minister, in den Bureaus ihrer Beamten, auf den Gesandtschaften und in den Schreibzimmern der Diplomaten wurde viel Papier verdorben in dieser Zeit; allein das Wichtigste mußte man doch durch persönliche Rücksprache, Besuche und Rendezvous abmachen, und so hatten die Domestiken, Kutscher, Reitknechte und Sänftenträger nicht weniger zu thun.

Die innere Aufregung würde sich auch auf den Straßen und Plätzen von Paris sichtbarer kundgegeben haben, aber es regnete in Strömen, und das hereinbrechende Frühjahr des Jahres 1659 war nach dem strengen Winter ein ungewöhnlich stürmisches und nasses, Ströme in Seen, Landstraßen in Ströme und ganz Paris in eine Kloake verwandelnd.

Um diese Zeit war es, als im Nachmittagszwielicht zwei Herren auf der Rue d'Orleans in der Gegend des Hotel von Soissons flanirten. Der jüngere der beiden Herren war ein eleganter Cavalier von bemerkenswerther Schönheit und Anmuth, wenn auch die lauten Exclamationen und Zornausbrüche über diese heillose Stadt damit in einigem Widerspruch standen. Der ältere Herr dagegen in seinem rehfarbenen Sammetwamms, seinem breitkrämpigen Hut, seinen hohen, weiten Stulpstiefeln und dem breiten Schwert mit schnallenreichem Riemenwerk will uns bekannt vorkommen, und seine behäbige Manier, wie er, eine kurze Pfeife Tabak paffend, sich mit der von einem hirschledernen Handschuh bedeckten Rechten auf einen großen Stock stützte und die Auslassungen des Begleiters begütigend abwehrte, läßt uns unseren wohlbekannten Freund erkennen.

„Nur die Courage nicht verloren, mein Junge,“

sagte er, „kein Baum fällt auf einen Hieb, und vollends ein Mazarin balancirt erst eine Weile, bevor er weiß, auf welche Seite er fallen soll — aber fallen muß er doch, und angehauen ist er hinreichend!" Und mit gutmüthigem Lachen stieß er seinen Stock auf das Pflaster.

„Schweigen Sie mir von diesem alten Fuchs, Oheim," sagte der Andere. „Dreimal an seiner Thür und dreimal abgewiesen — ist das die neueste Sitte, Fürsten zu behandeln? Das ist die Frucht, wenn man sich mit solchen Abenteurern und Emporkömmlingen einläßt."

„Nur Geduld, mein Junge, nur Geduld!" räusperte sich der Alte wieder. „Der Herr Kardinal soll auch in keinen guten Schuhen stecken, man hört so Allerlei. Es soll eine hitzige Bataille gegeben haben zwischen ihm und dem König — sind ganz auseinander gesprengt. Desto besser für uns! Glück muß der Mensch haben, und hat er keins, schnitzt er sich eines aus Unglück. Man muß sich zu helfen wissen, sagte der Bauer, zog einen Wurm aus dem Acker und band sich die Schuhe damit zu. Es ist Alles eins. — Als wir Dings da stürmten . . . ."

Plötzlich blieb der alte Herr stehen und paffte stärker, — soeben schritten zwei Maulthiere vorüber,

die eine reichgeschmückte Sänfte trugen. Lakaien, Bediente und Läufer folgten.

„Beim Bucephalus, siehst Du, lupus in fabula — dießmal erwischen wir den Fuchs, vorwärts, mein Junge!" Und er deutete mit schlauem Augenzwinkern auf die Sänfte. „Das ist er, das ist Mazarin, ich kenne das Wappen: Ruthenbündel und Sterne ringsherum und die silberne Streitaxt in Himmelblau — das trägt kein Anderer. — Laß sehen, wohin er will, vielleicht attrapiren wir den Fuchs außerhalb seiner Höhle. Glück muß der Mensch haben; drauf los, mein Junge, drauf los!"

Und richtig folgten die beiden Herren der Portechaise, welche in mäßigem Schritt sich in der Kloake der Hauptstraße fortbewegte.

In dem alten Herrn erkennen wir den Herzog von Lothringen wieder, jenen heißblütigen, drolligen Graukopf, der in Lyon schon die schöne Maria Mancini für seinen Neffen „retten" wollte. Dieser Neffe war heute sein Begleiter; vor einigen Tagen erst angekommen, führte ihn der alte Oheim jeden Morgen zum erneuten Sturm, bis jetzt leider vergebens. Dieser junge Herr — gleichfalls des Namens Karl, Erbe einer herzoglichen Krone, die allerdings ihre besten Perlen schon verloren — galt als einer der schönsten

Männer, obgleich man nach französischen Begriffen Manches an seiner wenig gewählten Kleidung und an dem linkischen Wesen seiner Haltung auszusetzen hatte.

Folgen wir mit ihnen der Sänfte, welche jetzt aus der Rue d'Orleans in die Rue des deux Ecus einbog und vor der prachtvollen Thür des Hotel Soissons hielt. Diese Thür, von der Künstlerhand Salomons de Bresse, öffnete sich auf einen Hof, dessen rechte Seite die berühmte Säule von Bullaut schmückte, zu den Zeiten Katharina's von Medicis als Sternwarte für Astrologen benutzt und zu diesem Zwecke mit einer eisernen Laterne mit einer Kreishimmelskugel gekrönt. Unmittelbar von diesem Hof trat man in das Hotel, dessen drei mächtige Pavillons mit hohen Dächern gegen die Rue du Four gekehrt waren.

Noch bevor sich die Sänfte ihrer Passagiere entleert hatte, standen die beiden Herzoge in dem geräumigen Stiegenhause, in welchem eine prachtvolle Marmortreppe nach oben führte. Während die Lakaien hinaufeilten, um den Kardinal bei seiner Nichte Olympia zu melden, wagten die beiden Cavaliere den kühnen Schritt, sich hier unmittelbar und ohne weitere Einleitung dem mächtigen Beherrscher Frankreichs vorzustellen.

Mazarin war überrascht.

„Womit kann ich dienen?“ antwortete er, indem er sich auf den Arm des Abbé Brousse stützte, der gleichzeitig mit ihm ausgestiegen war. „Diese Visite wäre fast ein Ueberfall zu nennen, wenn ich nicht annehmen wollte, daß man gleichzeitig dem Herzog von Soissons oder seiner schönen Gemahlin seine Aufwartung machen will.“

„Halten zu Gnaden, Eminenz,“ fuhr der alte Herzog heraus, „das würde uns verdammt wenig helfen, von Pontius zu Pilatus zu wandern. Wir müssen es als gutes Glück betrachten, daß wir Eminenz, so zu sagen, am Flügel erwischen. Ich mache keine Umstände, Herr Kardinal. Unser Einem bekommt die Luft in den Antichambres schlecht! Lieber noch auf dem Pferd im Pulverdampf und vor feindlichen Schanzen, als mit Kammerdienern zu parlamentiren; im Zelt und im Musketenfeuer verlernt man die Kunst, Worte zu drechseln!“

„Zur Sache, Herr Herzog, zur Sache!“ unterbrach ihn ungeduldig Mazarin.

„Bin schon dabei, Eminenz, bin schon dabei! Wollen Eminenz diesen jungen Mann betrachten, nicht wahr, ein Stolz für meine Augen und ein Stolz für mein Herz! Dieß ist mein Neffe und mein Erbe, Eminenz. Ich glaube, dem Herrn Kardinal schon im vor-

aus von ihm gesprochen zu haben, auch in der bewußten Sache zu wiederholten Malen — item — wir sind zwar hier im Stiegenhause und nicht im hochzeitlichen Kleide — indeß was thut's, wir stürmen mit der Leiter in der Hand, und kurz und bündig: Eminenz, ich halte feierlichst für ihn an um die Hand Ihrer gepriesenen Nichte, um die Hand von Maria Mancini!"

Mazarin, der sich nicht weiter aufgehalten, sondern durch das Vestibule geschritten war, blieb bei diesen Worten stehen und maß den kühnen Sprecher mit einem Blick, als wollte er sagen: „Wollen Sie mich zum Besten haben?" Um seinen Mund spielte ein Zug von Strenge und Kälte als er erwiederte:

„Sind Sie bei Sinnen, Herr Herzog? Sie wissen doch ohne Zweifel —"

„Wissen? — Wir wissen nichts!" rief Lothringen. „Ganz Paris ist aufgestört wie ein Bienenschwarm vom Rauch. Man nennt Maria Mancini die Braut des Königs. Aber ganz Paris sagt zugleich, daß Eminenz nicht wollen, und wenn Mazarin nicht will, so können alle Könige der Welt seine Nichte nicht heimführen. So denken wir, Eminenz, und wir kommen deßhalb, so zu sagen, als Bundesgnossen, als Retter. Wir

sind moralische Leute, Eminenz, Leute von Erziehung, Eminenz; ist Ihnen Maria Mancini unbequem, so kostet's nur ein Wort, und wir entführen sie. Nicht wahr, mein Junge," wandte er sich zu seinem Neffen, „wir entführen sie? Das ist ein lustiges Stücklein im alten Styl! So rede doch ein Wort, mein Junge, rede ein Wort, der Herr Kardinal muß uns noch Dank wissen!"

Mazarin schien von der treuherzigen, soldatisch biderben Art des alten Herrn mehr belustigt als erzürnt. Auch verfehlte das Kompliment, welches man seiner Allmacht erwiesen, keineswegs seine Wirkung. Es konnte sogar nicht günstiger angebracht werden.

Dießmal nahm er freundlich die Hand des Herzogs und drückte sie auf die herzlichste Weise, während er die Stufen der Marmortreppe beschritt. Dabei schien seine stolze und gerade Haltung sichtlich zusammenzusinken, als er mit süßelndem Tone sagte:

„Mein theurer Herzog, Sie meinen es redlich, Sie meinen es gut mit uns, aber wissen Sie auch, zu wem Sie reden? Ich bin ein gestürzter Mann, eine Ruine, ein Aufgegebener, ein armer Staatsbeamter ohne Macht und Einfluß."

„Sie scherzen, Eminenz," warf der schöne Karl, der junge Prinz von Lothringen, ein.

„Müßte es mir nicht lieb sein," fuhr Mazarin fort, „meine eigensinnige, undankbare Nichte fern von diesem Pfuhl der Verderbniß zu wissen, fern von den Gefahren und Versuchungen, die ihrem Ehrgeiz und ihrer Tugend drohen — wenn dieß Verhängniß überhaupt noch abzuwenden ist — allein quo, qua re, quibus auxiliis, ich bin ein hülfloser, gebrechlicher, alter Mann, und meine Nichte setzt ihren Fuß auf meinen Nacken!"

Der alte Herzog runzelte die Stirn bei diesen Worten, er ärgerte sich über den Kleinmuth des mächtigen Ministers, und seine Bärennatur erwachte in ihrer vollen Ursprünglichkeit.

„Beim Bucephalus, das muß ich sagen — Geben uns Eminenz nur Ihr Jawort auf unsere Werbung und lassen Sie alles Andere unsere Sorge sein! Wir sind schon mit anderen Festungen fertig geworden, als mit diesem kleinen Frauenzimmer, diesem Hühnchen, das wir nicht lange erst fragen werden. — So rede doch, mein Junge, rede, daß man weiß, daß diese Affaire Dir nur ein Frühstück ist!"

„Recht schön, recht schön!" ächzte Mazarin, der den jungen Herzog gar nicht zu bemerken schien; „allein, was wollen Sie mit der armen Mancini, ich sage, mit meiner armen Nichte, die Niemand inniger be-

dauern kann, als ich? Sie begreifen doch, meine Herren, daß, wenn ich diese arglistige und widerspenstige Person hinter meinem Rücken wirklich entführen lasse, ich sie folgerichtig auch enterben muß, was auch außerdem aus hundert Gründen geschehen wird und geschehen muß. Diesen Umstand darf ich, als ein Mann ohne Macht, ohne Ansehen und Einfluß, Ihnen als zwei Fürsten um so weniger verschweigen, als Ihre Stellung zum Reich, Ihre Ahnen und Ihre Besitzthümer" — dabei streifte er mit einem unsagbaren Blick die beiden Werber — „Ihren Ansprüchen einen ganz anderen Maßstab erlauben werden, erlauben müssen!"

Nach diesen Worten trat eine Pause ein.

„Was mich betrifft," rief der alte Haudegen, „so nenne ich jeden glückselig, der Maria Mancini zu seiner Frau machen wird, wie sie geht und steht. Das ist meine Meinung, Eminenz, und was sagst Du, mein Neffe?"

„Ich kann nur wiederholen, Eminenz belieben zu scherzen!" erwiederte der schöne Karl und zupfte an den feinen Spitzen seines Halstuches. „Da mein Oheim bereit ist, mit mir Ihnen eine undankbare Nichte zu entführen, eine unbequeme Person, wie Sie selbst sagen, so darf man wohl berechtigt sein zu hoffen, daß

Sie diesen Modus als einen Dienst unsererseits betrachten dürften, und ich weiß durchaus nicht, weßhalb daraus folgen soll, daß Eminenz Ihre Nichte urplötzlich aller ihrer Rechte, Aussichten und Ansprüche für verlustig zu erklären belieben, zumal für den Fall, daß ein Reichsfürst die Ehre nicht verschmäht, sich dieser Verstoßenen anzunehmen. Was in Ihrem Sinne geschieht, Eminenz, kann doch unmöglich für die Zukunft im entgegengesetzten Sinne bestraft werden. In solchem Falle müßte man andere, verschwiegene Gründe voraussetzen und sich einige Bedenkzeit ausbitten."

„Das ist auch meine Meinung, Herr Herzog," fiel Mazarin ihm rasch in's Wort; „man bedenkt sich auf Weiteres, meine Herren, auf Weiteres!"

Dann nickte er so verständlich mit dem Haupte und seine Hand machte eine so deutliche Geberde der Entlassung, daß von einer weiteren Fortsetzung des Gesprächs keine Rede sein konnte. Dennoch ließ sich der alte Herzog, der mit Aufmerksamkeit den Worten seines Neffen gefolgt war, so ohne Weiteres nicht aus dem Felde schlagen.

„Hoho," ref er, „das hieße also rund abgewiesen — ein abgeschlagener Sturm mit Pauken und Trompeten. Beim Bucephalus, Eminenz, ich sage und erkläre Ihnen, daß ich eine solche Antwort nicht an-

nehme! Nein, nein, das letzte Wort ist darüber noch nicht gesprochen; ich komme wieder, Eminenz, ich komme wieder. Mein Neffe hat seine Art, die Sachen anzusehen, aber sein alter Oheim hat seinen eigenen Kopf, und Eminenz sollen erleben, daß dieser alte Oheim wie ein junger Mann zu handeln weiß — wie ein junger Mann, ventre saint gris! Auf Wiedersehen, Kardinal, auf Wiedersehen. Wir heben die Belagerung noch nicht auf, nur Waffenstillstand, Eminenz, nur Waffenstillstand, um die Todten zu begraben, dann geht der Tanz wieder los!"

Und als wollte er sein Wort wahr machen, nämlich die Todten zu begraben, packte er seinen Neffen mit mächtigem Griff unter dem Arm und Beide traten nach der sonderbaren „Brautwerbung auf der Treppe" ihren Rückzug an.

Mazarin sah den beiden Originalen mit einer etwas spöttischen Miene nach. Dann wandte er sich zu seinem Begleiter, dem Abbé Brousse.

„So sehen also heutzutage die sittlichen, moralischen Leute aus, die in der Kunst debütiren, im Trüben zu fischen."

„Ich wundere mich in der That, Eminenz, da ich glaubte, dieser Ausweg sollte Ihnen nicht unerwünscht sein," antwortete der Abbé.

„O warum nicht," lächelte Mazarin, „ganz willkommen, allein man durchschaut die Absicht, den ruinirten Kredit dieses jungen Herrn auf Kosten meiner Erbschaft wieder in Flor zu bringen, da der Alte sich bei Lebzeiten nichts abdarben will. Er hat ganz recht, aber wir nicht minder. Schreiben Sie doch an den Connetable Colonna in Rom, daß ich seine Werbung annehme, oder vielmehr seine Erneuerung alter Ansprüche, denn sie ist ihm schon seit zehn Jahren zugesagt. Schreiben Sie ihm das noch heute, ich hoffe, daß der Brief ihn noch erreicht, falls er nicht bereits auf der Reise zu uns ist. Es ist besser, Maria Mancini geht nach Rom, weit von Paris ist sie am Besten aufgehoben."

„Und der König, Eminenz?" wagte der Abbé schüchtern einzuwenden.

„Der König wird meine Nichte niemals besitzen, wenn er überhaupt König bleibt. Dieß wird sich in diesen Tagen entscheiden. Im Uebrigen, mein lieber Abbé, bleibt es bei unserem Plane; sobald ich Ihnen dieses Buch gebe, haben Sie zu handeln; ich fürchte, daß gewisse Dinge vorgehen und daß wir Eile haben. Wo bleibt nur meine schöne Nichte heute? Lassen Sie uns hinaufsteigen."

Doch ehe noch der Kardinal die oberste Stufe der

Treppe erreicht hatte, kam die Gräfin von Soissons, von dem Lakaien bereits benachrichtigt, ihm entgegen.

In dem dunklen, mit reicher Stukkatur und fürstlicher Pracht geschmückten Zimmer brannten bereits die Kerzen, auch im Kamin war trotz der vorgerückten Jahreszeit wieder ein mächtiges Feuer angezündet, während draußen noch ununterbrochen der Regensturm tobte.

„Was befiehlt mein gnädiger Oheim Eminenz?" fragte Olympia. „Sie kommen sicherlich nicht zur Spielpartie allein, wie Sie angekündigt haben. Der Kardinal hat immer besondere Pläne bei seinen Ausflügen. Darf ich Ihnen einige Erfrischungen anbieten?"

„Meine kluge, scharfsinnige Nichte durchschaut alle Welt," erwiederte Mazarin, indem er die Wange seiner Nichte berührte, wie ein Großpapa ein artiges Enkelchen hätschelt, dann ließ er sich behäbig in einen der breiten Lehnstühle nieder und streckte seine Füße gegen die Flammen des Kamins. Dabei erhob er sein ausdrucksvolles, greises Antlitz zu seiner Nichte, während der Abbé Brousse sich mit devoter Bescheidenheit im Hintergrunde des Zimmers hielt.

„Ja, ja, meine liebe, theure Olympia," begann Mazarin, „in dieser Zeit der allgemeinen Verwirrung

thut es meinem greisen Herzen wohl, Euch so blühend und heiter zu sehen. Gott erhalte Euch, Gott erhalte Euch!"

„Sie erschrecken mich, Oheim Eminenz!"

„Wer weiß, wohin wir treiben," fuhr der Kardinal fort, „Bürgerkrieg, Verwandtenmord, Rebellion, Palastintriguen, Staatsumwälzungen, es ist heute Alles möglich. Ich bin alt und meine Hand ist zitternd, wer weiß, ob ich diese Stürme überlebe, und wer die Zügel Frankreichs dann ergreifen wird. Ich sehe kein Heil in der Zukunft, kein Heil in der Gegenwart. Es geht Alles abwärts, Alles, meine Nichte, und wir müssen auf Entsetzliches gefaßt sein!"

„So ist es wahr, Eminenz, daß der König mit seiner eigenen Mutter gebrochen hat?" Olympia wiederholte damit nur ein Gerücht, wie es sich seit einigen Wochen in Paris verbreitet hatte.

„Gebrochen!" rief Mazarin. „Den Krieg hat er erklärt, der zweite Absalom — den Krieg gegen Sitte und Gesetz, gegen irdische und himmlische Ordnung, gegen Kirche und Staat und Familie und Alles, um eines ungerathenen, überspannten Mädchens halber, die mich noch in das Grab bringt!"

„Maria!" rief Olympia unwillkürlich und tief erschüttert von der Anklage des Kardinals; zugleich

übermannte sie die Furcht vor seinen nächsten Worten, die ihr gelten konnten.

„Nenne ihren Namen nicht!" sagte Mazarin, indem er mit der Zange in den glühenden Kohlen des Kamins stocherte, „ich kenne sie nicht mehr, ich fluche ihr, selbst wenn sie ihren Eigensinn durchsetzt und den König wirklich zu dem heillosesten aller Streiche verleitet. O, ich könnte dieß Geschöpf vernichten, aber Mazarin ist ja nur ein Todter unter den Lebenden, nur ein Schemen, ein Phantom, ein Schall und Rauch geworden!"

„Mein theurer Oheim!" flüsterte Olympia und beugte sich über ihn.

„Siehe, Du bist von allen meinen Nichten mir allein treu geblieben, meine theuere Olympia, meine liebe Tochter, ja, ich möchte sagen, mein Kind, das ich frühzeitig derselben drohenden Gefahr entrissen habe, in welcher die ehrgeizige, verblendete Maria sich nun verstrickt hat. Könntest Du sie retten, könntest Du sie zurückreißen von dem Abgrunde, ich weiß, Du thätest es. Komm' zu mir, meine liebe Nichte, ich zürne Dir deßhalb durchaus nicht, daß man der Arglistigen hier ein Asyl gewährt hat."

„Oheim Eminenz, konnte ich denn anders?" sagte Olympia in tödtlicher Verlegenheit. Das war der

Schlag, den sie erwartete; sie hatte Maria Mancini in der That bei sich aufgenommen, um sie allen Nachstellungen und Gewaltmaßregeln des Oheims zu entziehen; aber daß Mazarin nun selbst in ihrem Hause erschien, drohte nur Unheil und Schrecken zu verkünden; allein der Kardinal behielt auch jetzt seine wohlwollendste, väterlichste Miene.

„Ich wiederhole es, ich zürne Dir nicht. Du hast Deine christliche Liebe bewiesen. Fürchte keine Vorwürfe deßhalb; ich habe Maria Mancini nicht von meiner Schwelle vertrieben, sie ist von selbst gegangen, um mir ihren Haß zu beweisen, um mich in Verruf zu bringen, als hätte ich sie hinaus auf die Gasse gestoßen, als Tyrann und Ogre — die Hauptsache aber ist, vor dem König die Märtyrin zu spielen und die Heldin; o ich kenne diese Schauspielerin. Sage mir offen, meine liebe Olympia, was treibt jetzt dieses enfant terrible?"

„Sie können es sich vorstellen, Oheim Eminenz, sie erwartet eine Entscheidung, eine That."

„Eine That des Königs — ah, ich verstehe — eine That des Königs; natürlich, der junge Herr will die Geschichte mit einem Eklat schließen. Er gefällt mir, dieser junge, heißblütige König; es mußte ja doch ein Tag der Emanzipation kommen. Eine

That, sieh' doch. Es gibt viele Thaten, wie sie in Romanen und Fabliaux stehen — viele Thaten, aber einer Frau gegenüber und in unserer Zeit doch nur eine einzige, etwa eine öffentliche Trauung in Notre Dame!"

„Nein, Eminenz," fiel Olympia ein, „davon ist keine Rede gewesen!"

„Natürlich, mein Kind, man würde den Skandal doch nicht wagen, es fände sich auch kein Geistlicher dazu, dafür ist gesorgt; allein eine Entführung vielleicht — wie? Das wäre so romanhaft, so sehr im Geschmack von überspannten jungen Leuten. Ist's nicht so?"

Olympia wechselte die Farbe. „Ich weiß nicht, Oheim Eminenz," erwiederte sie stockend, „Maria wechselt Briefe und empfängt Boten, weiter kann ich nichts melden."

„Sie wechselt Briefe und empfängt Boten, natürlich wegen der Entführung; ich kann mir das Alles vorstellen, um so leichter, da ich Alles bereits weiß, meine kluge Nichte."

Olympia wurde mit jeder Minute verlegener, denn sie merkte jetzt, daß der Besuch keine andere Absicht als die eines Verhörs hatte. „Wenn Sie Alles wissen, Oheim Eminenz, warum quälen Sie mich mit Fragen?"

„Man kann wissen, meine liebe, theure Nichte, aber doch können dabei verschiedene Voraussetzungen, Modifikationen im Spiele sein. Jedenfalls scheinst Du zu glauben, meine theure Nichte Olympia, daß jene Unbesonnene ohne Scham und Bedenken den Wagen besteigen werde, wenn man von Seiten des Hofes einen solchen schicken würde, falls man ihn nicht verweigert, so viel ich weiß.“

„Verweigert? im Gegentheil, Eminenz!“ fuhr Olympia unvorsichtig heraus.

Mazarin fuhr auf und warf dem Abbé Brousse, der jetzt näher kam, einen sprechenden Blick zu; dann schien er wieder in Brüten zu versinken. „Ich sagte es ja, ich wußte Alles: man schickt einen Wagen, so weit ist man schon gekommen und Langsamkeit darf man nicht zum Vorwurf machen. Ja wohl, meine liebe, scharfsinnige Nichte; ich wußte das Alles,“ fuhr er wieder mit leiser, man möchte sagen, mit schleichender Stimme fort, „ich sehe den ganzen Plan, die ganze Zeichnung, und kolorire sie nur mit meinen Gedanken. So sehe ich bereits den Wagen heranrollen, unmittelbar vom König geschickt, wenn ich mich recht erinnere, morgen früh um fünf Uhr.“

„Wenn nicht heute schon, Eminenz!“ warf Olympia ein.

„Ich wollte sagen, heute schon,“ korrigirte sich Mazarin rasch. „Fräulein Maria Mancini wird auch schon gerüstet sein zur Abreise, um in die Arme des Geliebten zu fliegen — nicht wahr, zu fliegen, das ist der Terminus technicus in solchem Falle. Es ist so süß, so mächtige Arme zu wissen. Man wird auch unzweifelhaft eine Parole verabredet haben, denn mit Strickleitern holt sich heute kein König seine Braut, und eben so wenig als Kutscher oder Kammerdiener — oder sollte man die Maskerade von Lyon auch jetzt noch fortsetzen wollen?“

„O nein, Eminenz, das ist nicht nöthig!“ lachte Olympia. „Der König wird Maria in Saint Cloud erwarten.“

„Und die Parole für den Wagen?“

„Da Sie allwissend sind, Oheim Eminenz, was fragen Sie mich?“ antwortete Olympia, in deren Seele sich jetzt erst einiges Mißtrauen und einige Mahnung zur Vorsicht zu regen begann: aber sie hatte bereits das Spiel verloren.

„Thörichte, scharfsinnigste, liebenswürdigste Olympia,“ begann Mazarin wieder mit der ganzen Geschmeidigkeit und Verschlagenheit eines welterfahrenen und herzenskundigen Diplomaten, „wunderst Du Dich nicht, daß ich Deinen Palast nicht längst mit Wachen

umzingeln ließ, wenn es wirklich in meiner Absicht läge, dieses Unternehmen zu verhindern, von welchem ich, wie Du siehst, so trefflich unterrichtet bin? Allein Du siehst aus meiner Ruhe und Unthätigkeit, liebe Nichte, daß ich in der That nichts dagegen habe, daß ich mich in Gottes Namen in diese verwegenen Projekte ergebe, es ging ja nicht anders. Wann soll denn der Wagen kommen?"

„Sie haben nichts dagegen, Oheim Eminenz?" fragte Olympia staunend und überrascht, „Sie sind mir heute unbegreiflicher als jemals!"

„Gott im Himmel läßt in seiner unendlichen Weisheit und Langmuth auch Vieles zu, was seinen Absichten eigentlich zuwider ist. Sollen wir ihn nicht nachzuahmen suchen?" erwiederte Mazarin mit heuchlerischer Demuth, die hier im Grund eine unerhörte Blasphemie war. „Ich bin alt," fuhr er fort, „ich habe alle meine Pflichten erfüllt und mir keine Vorwürfe zu machen. Viele Saaten gehen anders auf, als wir dachten und hofften, aber sie gehen doch auf, immer besser, als wenn sie ganz unfruchtbar blieben. Mag der König meine Nichte entführen, mag er, mir ist's bequem; ich müßte mich jeder anderen Manier entgegenstellen, schon um den Schein, um die Dehors zu wahren, denn ich bin nicht ihm allein verantwort=

lich. Wann soll denn der Wagen kommen, meine Nichte?" Und im ununterbrochenen Redefluß, als wollte er sie vollständig betäuben, fuhr er fort, ohne eine Antwort abzuwarten: „Mir ist wahrhaft ein Stein von der Seele genommen, daß die Sache endlich zum Abschluß kommt; so durfte sie nicht länger in der Schwebe bleiben, der Zustand wäre unerträglich geworden. Daß ich mich weigerte, daß ich mich sträubte — meinst Du etwa, mein Kind, daß ich auf die Wünsche der Königin keine Rücksichten zu nehmen hätte? Ich denke, Du begreifst, meine kluge Nichte. Nun handelt er selbstständig, als ein Mann, und ich habe meine Freude daran. Wann soll denn der Wagen kommen, nicht wahr, um zehn Uhr?"

„Nein, um neun Uhr, Eminenz."

„Und die Parole, wie war sie doch — irre ich mich nicht, so hieß sie Straßburg?"

„Nein, Eminenz, Saint Jean d'Angély!" antwortete Olympia, gleichsam aus Eitelkeit, Alles noch besser und genauer zu wissen, als der allmächtige, allwissende Minister, dennoch frappirte sie jetzt der schadenfrohe Ausdruck in Mazarin's Antlitz. „Aber mein Himmel, Eminenz!" rief sie jetzt erschreckt, „was thu' ich — ich habe Alles verrathen! Oheim Eminenz," und sie stürzte sich zu seinen Knieen,

„schonen Sie meiner Schwester, schonen Sie meiner Schwester!“

Mazarin beugte sich mit lächelndem Munde über sie, während seine Blicke mit dämonischem Triumphe auf dem dienstfertigen Abbé ruhten, der diesem Auftritt mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt war.

„Wozu diese Beunruhigung, meine thörichte Nichte, meine schöne, liebe Frau Herzogin? Sie sehen ja, ich wußte Alles und bleibe vollkommen ruhig und treffe keinerlei Gegenanstalten. Selbst wenn ich es wollte und diesem Affront zuvorzukommen für gut hielte, so vermag ich es nicht mehr, Mazarin ist machtlos, Mazarin ist zu den Todten geworfen, sonst wäre es wohl anders gekommen, und ich hätte die Ungehorsame in ein Kloster oder in ein Gefängniß bringen lassen können. Gottlob, gottlob, dieß kann ich nun nicht mehr. Das Schlimmste ist unmöglich geworden. Wozu auch — Maria Mancini ist frei und völlig Herrin ihres Willens. Du thust mir Unrecht, schöne Olympia, Du kannst ruhig mit mir über diese Sache plaudern, ja ich fordere von Dir die größte Offenheit, so wenig im Grunde daran liegt, aber ich sähe darin einen Beweis von Vertrauen. Wie ist es, mein liebes Kind, ich vermuthe, daß mir

immer noch etwas verschwiegen worden, ein kleines Erkennungszeichen vielleicht."

„Ah, den Granatenstrauß meinen Sie, Eminenz?"

„Richtig, den Granatenstrauß, mit welchem sich Maria schmücken soll!"

„Nein, Eminenz, er soll nur ein Erkennungszeichen für den Kammerdiener des Königs sein."

„Vortrefflich," sagte Mazarin und blickte abermals zu seinem Abbé herüber; „dieser Granatenstrauß ist musterhaft, er wird in Mode kommen. Diese Vorsicht ist beinah der Nachahmung werth. Von morgen an wird man sich in Frankreich nur mit Granaten zur Hochzeit schmücken. Darf ich bitten, meine liebe Nichte, mir diese Karte von Frankreich auf den Tisch zu breiten!" Und er reichte ihr ein Etui.

Während Olympia ging, um den Wunsch des Oheims zu erfüllen, flüsterte Mazarin seinem Abbé einige Worte in spanischer Sprache zu, ungefähr des Inhalts: „Hier gilt es, schnell zu handeln. Es bleibt bei der Abrede. Nehmen Sie den neuen Reisewagen, vier Pferde — wohin, werde ich Ihnen gleich auf der Karte bezeichnen; beobachten Sie genau diese Diamantnadel."

Olympia von Soissons kam jetzt zurück, um den Kardinal zum Tische zu führen, auf welchem sie die umfangreiche Karte ausgebreitet hatte.

„Oheim Eminenz führen etwas im Schilde!“ sagte sie mit abermaligem Mißtrauen.

„Und wenn es so wäre, was läge jetzt daran?“ antwortete Mazarin. „Wir spielen niemals anders, als mit offenen Karten, meine liebe Nichte. Falls Sie aber dennoch Mißtrauen hegen, so warnen Sie immerhin Ihre Schwester, ich will nicht Ursache an irgend einem Unglück sein. Wo ist die Karte?“

Und er beugte sich über sie, nachdem er eine mit einem blitzenden Diamanten geschmückte Nadel aus seinem Chabot gezogen hatte. Sein Finger eilte nach der Südwestküste Frankreichs. „Saint Jean d'Angély,“ sagte er, „ein schöner Punkt, vollkommen sicher und wie geschaffen zu einem idyllischen Liebesleben — und selbst zur Vertheidigung passend. Es ist ja eine Festung — wahrlich sehr geschickt gewählt — und doch hätte man noch besser wählen können, meine liebe Nichte. Sehen Sie, einige Meilen davon liegt noch eine kleine Festung — Brouage mit Namen“ — seine Diamantnadel haftete jetzt auf diesem Punkt und sein Auge ruhte fest auf dem Abbé Brousse. „Dieser allerliebste Punkt hat feste Thürme und feste Mauern, dabei eine entzückende Aussicht auf das Meer; sonderbar, weßhalb man nicht lieber diesen gewählt hat. Aber der Geschmack ist verschieden.“ Wie aus Zufall sah der Kardinal jetzt

nach seiner Uhr. „Schon sechs Uhr — wenn ich recht höre, läutet man bereits das Ave, beten wir, meine liebe Nichte, beten wir — ich werde nachher in Ihrer Hauskapelle eine kleine Messe lesen, auf daß Alles, was im Werk ist, wohl gelingen möge. Zum Unglück sehe ich, daß ich mein Brevier vertauscht habe — o welche Vergeßlichkeit, welche Gedankenflucht — ja wir werden alt, meine liebe Nichte, wir werden alt. Wollen Sie nicht die Güte haben, mein lieber Abbé, und mir das richtige Buch bringen. Ich kann niemals ohne mein Brevier sein. Nehmen Sie, nehmen Sie, auf meinem Schreibtisch werden Sie das richtige finden. Neun Uhr, Saint Jean d'Angély. Eilen Sie, eilen Sie, ich erwarte Sie bald wieder zurück!"

Der Abbé Brousse nahm das Buch aus Mazarin's Händen und entfernte sich mit dem Blick des Einverständnisses, um die voraus bestimmten Befehle des Kardinals zu vollziehen.

Mazarin athmete jetzt tief auf und stieß die Karte gleichgültig von sich, um sich dann wieder an seinen Platz vor dem Kamin zu begeben. Dort saß er, während die Glocken der Kirchen das Ave läuteten, tief in Schweigen versunken und schien zu beten.

Olympia war den letzten Bewegungen ihres Oheims und namentlich seiner Musterung der Karte mit Miß-

trauen gefolgt. Bei aller Eifersucht gegen ihre Schwester Maria war sie doch insofern in ihr Interesse verflochten, als sie der Braut des Königs ein Asyl in ihrem Hause gewährt hatte. Die Ehre und die Pflicht der Gastfreundschaft gebot ihr, Marien zu schützen. Wie unvollkommen und leichtfertig sie dieser Pflicht genügt und gegen die Inquisitionskunst des Oheims Stand gehalten, haben wir gesehen, und sie selbst mochte ein dunkles Gefühl davon haben, doch wagte sie nicht früher das Gespräch wieder aufzunehmen, bis der Kardinal sein Gebet beendet und das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte.

„Was wollten Sie damit sagen, Oheim Eminenz,“ begann sie schüchtern, „daß ich meine Schwester warnen sollte?“

Mazarin betrachtete seine Nichte mit einem Ausdruck der Ueberlegenheit.

„Ich sagte es ja vorher schon, meine theure Nichte, wir spielen mit offenen Karten. Von mir hat Maria, meine feindselige kleine Nichte, nichts zu befürchten. Aber ist sie in Wahrheit auch aller Anderen völlig sicher? Ich und meine Familie haben viele und mächtige Feinde, viele Feinde, meine liebe Olympia, wie leicht könnten sie diese Gelegenheit benutzen. Beispiels-

weise: Man könnte Maria Mancini durch den Wagen, den sie besteigen wird, auch nach einem ganz andern Ort bringen lassen, als nach Saint Cloud und Saint Jean d'Angély. Die Verliebten sehen die Netze niemals, die über sie geworfen werden, deßhalb warnen Sie Ihre Schwester."

Mazarin spielte mit diesen Worten, die sich sehr leicht gegen seine eigene Abchsit wenden konnten, ein übermüthiges und gefährliches Spiel; allein er kannte seine Gegnerin, und wir werden sehen, warum er gerade so verfuhr und sie warnen ließ. Die Treiber auf der Jagd warnen und scheuchen ja gleichsam auch das Wild, um es aus seinem sicheren Versteck in eine bestimmte Bahn zu jagen.

„O," fuhr Mazarin mit wohlwollendstem Tone fort, „Maria Mancini ist selbst vorsichtig und verschlagen. Vielleicht sind meine Warnungen voreilig und unüberlegt. Sie soll reisen, sie soll reisen. Etwas zu ihrer künftigen Ausstattung und für die nächsten Gefahren wird sie auch von ihrem alten Oheim nicht verschmähen wollen."

Und er zog bei diesen Worten eine zierliche, mit Silber beschlagene Chatouille von Ebenholz aus seiner Soutane und stellte sie auf den kerzenerleuchteten Tisch. Olympia kannte dieses Kästchen und wußte, daß es eine

Art Sparkasse war, die Mazarin bei Ankunft seiner Nichten für Maria angelegt hatte.

„Oheim Eminenz, diese Großmuth!" sagte sie erstaunt.

„Ist freilich unverdient, mein liebes Kind," erwiederte Mazarin huldvoll, „aber wir müssen uns üben in der göttlichen Langmuth, wir müssen uns üben, denn wir sind schwach und hinfällig und bedürfen Alle der Gnade Gottes, des Allerhöchsten. Wäre nur dieses Jahr erst überstanden, dieses böse, traurige Jahr! Doch, wie steht's, meine liebe Nichte, ist keine Spielpartie beisammen? Ich höre, man spielt hier fleißig, ich bin der Erholung sehr bedürftig. Laß uns gehen."

Olympia führte ihren greisen Oheim, der jetzt ganz munter und heiter auftrat, durch mehrere erleuchtete Säle in einen entfernt liegenden. Reich galonirte Diener öffneten die Thüren, und der mächtige, selbstbewußte Minister durchschritt am Arme seiner Nichte die prachtvollen Räume.

Was Mazarin zu jener auffallenden Großmuth bestimmte, ist schwer zu sagen. War es eine seiner Anwandlungen, der störrischen Nichte, die ihn so tief beleidigt hatte, durch verschwenderische Freigebigkeit zu imponiren, oder wollte er Olympia und ihre Schwester über die Bonhomie seiner Theilnahme völlig sicher

machen? Wer ergründet es? Faktisch war es wohl die Absicht, seiner Nichte in der gewaltsamen „Kur", welche er ihr als heilsam verordnet hatte, wenigstens ihren Rang zu wahren.

Während er mit Olympia durch die Säle schritt, blieb er hin und wieder vor den kostbaren Gemälden stehen, welche diese reichen Räume schmückten. Es waren viele Bilder darunter, die einst in seinem Besitz gewesen waren und die er jetzt als alte Bekannte wieder begrüßte. So stand er jetzt vor einer Entführung der Europa, einem Bilde von Albano; nicht weit davon fesselte ihn eine Entführung der Proserpina von Guercino, und endlich ein Raub der Sabinerinnen, eine Farbenskizze von Peter Paul Rubens.

„Sieh', sieh'," sagte Mazarin lächelnd, „wie alt ist doch die Mode der Entführungen, wie sinnreich waren die Listen der Verliebten allezeit; heute macht man die Sache bequemer und etwas civilisirter ab, aber wundern darf ich mich nicht, daß meine Nichten auf solche Gedanken kommen, habe ich sie doch von Jugend auf durch diese Kunstwerke dazu erzogen."

Ein andermal, als er allein und unbeobachtet stand, sprach er vor sich hin: „Steigt sie ein, so ist sie gefangen, steigt sie nicht ein, so wird ihr dieser Palast zum Gefängniß. Mein jugendlicher Kronide, Du wirst

sie auf keinen Fall haben. Ich könnte mich in meiner Berechnung täuschen, es ist wahr, aber man muß immer dem Zufall des Schicksals und dem Eigensinn der Menschen eine Thür offen lassen, eine Thür, die auf denselben Gang hinausgeht, der zu unseren Absichten führt. Machen wir wenigstens den Versuch!"

Der Weg zu den Spielzimmern im Palast Soissons ging über eine Gallerie, von welcher aus man das ganze Stiegenhaus übersehen konnte. Nachdem Mazarin von hier aus noch einmal das ganze Terrain wie ein Feldherr überschaut hatte, zog er seine Uhr hervor, welche die siebente Stunde zeigte, und verschwand dann in den wohl erwärmten und bequem ausgestatteten Spielzimmern des Palastes.

Olympia hatte ihren Oheim nur bis zur Thür begleitet, dort kehrte sie um und eilte nach der entgegengesetzten Richtung bis zum zweiten Pavillon des Schlosses.

Ihre Seele war von den widersprechendsten Empfindungen bewegt; ihr Oheim war ihr, so lange sie ihn kannte, an diesem Abend völlig unverständlich geworden.

„Alter, unbegreiflicher Mann! Seine Ungnade bei Hof muß ihn verwirrt haben, daß er billig und gut heißt, was er sonst haßte, und wegwirft, was er sonst

liebte. Es ist undenkbar, daß er plötzlich auf Seiten des Königs und Mariens stehen sollte, und doch thut er nichts, um seine Absichten zu vereiteln."

Ohne sich jedoch weiter mit diesen Grübeleien aufzuhalten, eilte sie nach dem Zimmer ihrer Schwester Maria, die sie längst in der offenen Thür erwartete.

Die Uhr des Schlosses schlug so eben halb acht Uhr; draußen regnete und stürmte es fesselloser als vorher, und die Aequinoktialstürme des März brausten über den Ozean herein über Frankreich und Paris so heulend und wild, daß der alte Palast davon dröhnte und kaum die menschliche Stimme sich hörbar machen konnte. Dazu flackerten die Lichter, die Wetterfahnen pfiffen und ächzten, die hohen Bäume des Parkes rauschten mit ihren blätterlosen Zweigen, und aus den Kaminen herab dröhnte und heulte es, als sei der wilde Jäger im Anzug.

In der offenen Thür stand Maria, und der flackernde Schein der Kerze gab ihren blassen Zügen etwas Gespenstisches und Unheimliches. Als sie jetzt ihre Schwester nahen hörte, trat sie der Kommenden entgegen.

„Olympia, wo bleibst Du, ich vergehe vor Ungeduld!"

Olympia betrachtete sie mit Erstaunen. „Wie, schon

fertig zur großen Reise? Das geht rasch, aber Du hast ja noch Zeit, und nun sogar Thränen!"

Maria warf sich ihrer Schwester an die Brust, sie konnte ihre Bewegung nicht mehr beherrschen.

„Olympia, meine Schwester, nun der Augenblick nahe ist, der mich der Erfüllung entgegenträgt, ist plötzlich Alles wie versunken und verschollen. Ich bin von einer namenlosen Angst erfüllt, von einer Unruhe, die mir das Schlimmste prophezeit. Ach, ich fühle es jetzt, ich habe keine Freundin in der weiten Welt, als Dich allein, meine Schwester, meine einzige Stütze in all' meinem Leid, in all' meinem Kummer!" Und unaufhaltsam flossen wieder ihre Thränen.

„Mein Gott!" rief Olympia und mußte sich Mühe geben, nicht in ein lautes Lachen auszubrechen. „Ist es denn ein so thränenwerthes Loos, Königin von Frankreich zu werden?"

„O rede nicht so," unterbrach sie Maria, „ihm zu Liebe böte ich dem Tode Trotz und allen Gefahren, aber der Mißgunst gegenüber bin ich ohnmächtig, und wie Viele werden es sein, die mir jenes Glück gönnen und mir Freunde bleiben werden? Auch Du, meine Schwester, hast mein Loos oder mein Glück nicht immer mit den Augen der Liebe betrachtet. Ich weiß, Du bist mir eifersüchtig gewesen, und Du hat-

test ja ein Recht dazu, Du hast mich gehaßt, und Deine jetzige Liebe und Theilnahme rührt mich deßhalb um so tiefer!"

Zum ersten Mal vielleicht sprachen sich beide Schwestern heute über ihr Verhältniß aus, das von so widerspruchsvollen Effekten beherrscht war. Olympia empfand wohl den Vorwurf ihrer Schwester, aber sie schüttelte ihn leicht ab.

„Ja, es ist etwas daran," sagte sie lachend, „aber ehe der König jene spanische Prinzessin nähme, eine Fremde und keine Freundin unseres Hauses, ehe das geschieht, ist es besser, er bleibt in unserer Familie. Du siehst, der Egoismus hat an meiner Liebe zu Dir einen reichlichen Theil. Im Uebrigen neide ich Dir Dein Glück keineswegs, mein schönes Schwesterlein. Du wirst diesen Flattergeist auch nicht behalten, auch Du nicht!"

„Das lasse meine Sorge sein, Schwester!" erwiederte Maria Mancini nicht ohne Stolz und Selbstbewußtsein.

„O lerne ihn nur kennen, Maria!" rief Olympia, in der jetzt alle qualvollen Erinnerungen ihrer unerfüllten Leidenschaft für den König wieder erwachten. „Lerne ihn nur kennen, er wird Dich noch Thränen genug kosten. Läge mir an Deiner Seelenruhe und Deinem

Frieden mehr als an der Ehre unseres Hauses, so wünschte ich Dir, Du säßest auf einer Festung, auf einer wüsten Insel, in einem abgelegenen Kloster, bis Alles vorüber wäre und bis Ludwig zum Gemahl der spanischen Prinzessin geworden. Du aber beherrschest ja Dein Schicksal und Deine Anbeter; also nimm Dein Loos auf Dich und trage es; mein Glückwunsch wird es kaum leichter oder schwerer machen."

Maria Mancini maß ihre Schwester mit argwöhnischen Blicken.

„Welche sonderbaren Reden führst Du, Olympia? Würde ich Deine Manier nicht kennen, die Sibylle zu spielen, Du würdest mir Unruhe machen und kaum als eine Freundin erscheinen. Was willst Du mit allen diesen Worten und Warnungen sagen? Doch wozu jetzt noch Zweifel, Du sollst mich nicht wankend machen!"

„A propos," rief Olympia, „bald hätte ich das Beste vergessen!" Und sie eilte zu dem nahe liegenden Zimmer zurück, wo sie den Kardinal empfangen hatte, und nahm das Kästchen von Ebenholz, mit Silber beschlagen, von dem Tische. In einigen Minuten war sie wieder bei ihrer Schwester und präsentirte ihr das kostbare Geschenk. „Da ist eine kleine Aussteuer von unbekannter Hand eingelaufen, und ein ingrimmiger

Segen ist dabei!" sagte sie, indem sie das Kästchen öffnete; es blitzte von Goldrollen und kostbaren Edelsteinen.

„Schickt es der König?" fragte Maria und ihr Auge glänzte vor Freude, als sie dieß vermeintliche Zeichen von Aufmerksamkeit und Fürsorge überflog.

Der Dämon der Intrigue und Lust an der Verwirrung hätte beinah Olympia verführt den Namen des Königs zu nennen und auf die Illusion der Schwester einzugehen, aber derselbe Dämon führte sie auf einen andern Weg.

„Glaubst Du," sagte sie ironisch, „Maria Mancini habe so wenig Verehrer und Anbeter? Dem König hast Du noch nichts zu danken; nicht einmal ein Brautgeschenk hat er Dir geschickt. Er hält seine eigene Person für viel zu kostbar, um dieß erhabene Geschenk mit einem andern noch zu verschönern."

„Nenne den Namen, oder sende die Sachen zurück!" unterbrach sie heftig Maria.

„Nur nicht so hochmüthig, Frau Königin!" spottete Olympia. „Einige glühende Kohlen darf man immer auf diesem stolzen Haupte sammeln, glühende Kohlen für Hymen, denn seine Fackel wärmt wohl das Herz, aber nicht das Zimmer und nicht fremde Häuser, zumal bei solchem Wetter draußen, wie heute.

Was würdest Du sagen, wenn ich verriethe, daß es kein Anderer geschickt hat, als unser großmüthiger Oheim selbst!“

„Mazarin!“ schrie Maria beinahe laut auf und stieß das Kästchen von sich.

„Oheim Eminenz selbst,“ bestätigte Olympia, „und noch mehr! Stelle Dir vor, er hat gar nichts gegen Deine Entführung, er sieht sie mit einem gewissen Vergnügen, ja er wußte bereits Alles ganz genau!“

Mit flammendem Auge hatte Maria dieß Geständniß vernommen und faßte heftig ihre Schwester am Arm. „Olympia, Du bist eine Verrätherin!“

Olympia trat erschrocken zurück, ihr böses Gewissen malte sich in ihrer Bestürzung, aber sie faßte sich dennoch.

„Wie kannst Du das denken, Maria? Wie ich Dir sage, der Kardinal wußte Alles, bis auf den kleinsten Umstand; wie hätte er auch sonst dieß Kästchen vorher zu sich stecken können, da uns selbst erst vor einer Stunde die letzte Botschaft zukam; er wird eben beim König selbst seine Kundschafter haben.“

Maria Mancini ging mit großen Schritten in höchster Bewegung auf und ab.

„Mazarin weiß also und duldet es sogar? Da-

hinter steckt ein Unheil, dahinter steckt ein Unheil! O meine Ahnungen!"

„Aber ich beschwöre Dich, Maria, wozu diese Beunruhigungen? Ich sehe durchaus keine Gründe zu solchen Besorgnissen. Mazarin ist uns ja immer ein gütiger Oheim gewesen."

„Gründe, Gründe!" rief Maria. „Wenn Du Alles wüßtest, Olympia! Zwischen mir und Mazarin sind alle Brücken abgebrochen, zwischen uns kann niemals Frieden werden. Du ahnst nicht, wie unheilbar ich ihn beleidigt habe; er muß mich bis in den Tod hassen, wie ich ihn hasse; solche Worte kann man niemals verzeihen, wie ich ihm gesagt habe. Und jetzt weiß er um mein Geheimniß! O, er ist im Stande und hintertreibt die Reise noch im letzten Augenblick!"

„Ich sage Dir, Du irrst Dich dennoch, liebe Schwester! Mazarin ist hier im Hause und hat es seit einer Stunde nicht verlassen. Der Tag und die Stunde der Fahrt waren ihm unbekannt, also kann er auch nicht vorher dagegen gearbeitet haben. Wenn er nicht unsichtbare Geister und beflügelte Diener besitzt, kann er Dir unmöglich mehr schaden, auch wenn er wollte, es ist zu spät für ihn. Horch mich dünkt, ich höre einen Wagen und die Thür gehen neben der Kapelle der Königin!"

Beide bogen sich über die Balustrade des Stiegenhauses und spähten hinunter in das spärlich erhellte Dunkel. In der That war ein Wagen auf der Seite der Rue d'Orleans angefahren, welche an der entgegengesetzten schmalen Seite des Hotel Soissons hinlief; rechts an der Ecke der genannten Straße und der Rue du Four stand im Garten eine alte Kapelle, die Kapelle der Königin genannt; neben dieser befand sich eine eiserne Thür, deren Bewegung man vernommen hatte.

Nur wenige Minuten und ein Jäger ward im Stiegenhause sichtbar, der langsam und leise die Marmorstufen heraufstieg. Ein großer Granatenstrauß war in seinen Händen.

Beide Damen eilten ihm entgegen.

„Wohin ist der Strauß bestimmt?"

„Für die Madonna von Saint Jean d'Angély!"

„Gottlob, der König hält Wort!" sagte Maria, tief aufathmend, eilte dann in ihr Zimmer und ergriff ein Reiseneceſſaire und einen schweren Pelzmantel. Dann umarmte sie noch einmal ihre Schwester, welche ihr behülflich war.

„Leb' wohl, Olympia! Ich war Dir böse, nun verzeihe ich Dir Alles!"

Beide Schwestern standen eine Minute Hand in

Hand und in Schweigen versunken, Beide gleichsam unter dem Gewicht eines verhängnißvollen Augenblicks des Schicksals.

Da überkam Olympia abermals eine Ahnung ihrer Verantwortung und ihres Verraths. Sie fiel plötzlich — unwillkürlich von Reue und Angst ergriffen, ihrer Schwester um den Hals.

„Maria, um Gottes willen, ich weiß nicht, welche Ahnung mich plötzlich überfällt. Es schlug so eben erst halb Neun. — Der Wagen des Königs sollte erst um Neun kommen!"

Maria betrachtete sie erstaunt. „Ist Eile jemals ein Vorwurf für den Geliebten? Er wird vielleicht von Gegenintriguen gehört haben, und schickt deßhalb den Wagen früher, um der Gefahr zuvorzukommen. Leb' wohl noch einmal!" und sie wollte gehen.

Aber Olympia hielt sie zurück. „Maria gehe nicht, ich beschwöre Dich!"

Maria sah ihrer Schwester spähend und forschend in die Augen, als wollte sie ihre tiefste Seele ergründen — ihre Worte klangen wieder streng und mißtrauisch, als sie sprach:

„Du warnst mich, Olympia — nein, Du warnst mich nicht. Es ist ein Anderer, der mich durch Dich warnt. Wer ist es?"

„Niemand warnt Dich, Maria, als ich, Deine treue Schwester und Dein Oheim, der Kardinal!"

„Ich wußte es ja," rief Maria, „Mazarin aber ist mein Todfeind, und Du, Olympia, bist seine Kreatur. Der Rath, der von euch kommt, ist eine Falle, und ich thue das Richtige, wenn ich stets das Gegentheil von dem thue, was Ihr sagt und rathet!"

„Ich beschwöre Dich, Schwester, kein Mißtrauen jetzt! Unser Haus hat viele Feinde bei Hof, die Königin an der Spitze! Diese Intrigue kann von einer ganz andern Seite kommen, als Du fürchtest. Gehe nicht und warte noch!"

„Gehe nicht und warte noch — das heißt; lasse diese einzige Gelegenheit der Befreiung unwiederbringlich verloren gehen — lasse den Wagen des Königs fortfahren und gib damit dem Geliebten selbst den Beweis der Untreue und Unzuverlässigkeit. Zeit gewonnen, Alles gewonnen, denken meine Gegner und Feinde — o ich kenne Euch, ich kenne Mazarin und Dich, und gerade weil Ihr abrathet, darf ich nicht bleiben! Leb' wohl und kein Bedenken mehr! Sein Gold mag er behalten, ich will ihm keinen Dank mehr schuldig werden!"

Und ohne weiter auf die Einreden ihrer Schwester zu hören, folgte sie dem Jäger, der sie durch die

Säulenhalle des Erdgeschosses in den Garten nach dem Seitenausgang an der Kapelle der Königin vorüber in die Rue d'Orleans führte. Dort hielt ein Reisewagen mit vier Pferden. Die Knöpfe der Livrée des Jägers — so viel hatte Maria gesehen — trugen das Wappen der Lilien, und auch der Kutschenschlag trug, so viel sich in der ungewissen Beleuchtung der Laterne erkennen ließ, welche der Jäger hielt, dasselbe Wappen.

Ohne weiteres Bedenken schwang sich Maria Mancini muthig in den Wagen. Sofort zogen die Rosse an, und hinein ging es in die strömende stürmische Nacht, in das undurchdringliche sternlose Dunkel, in die schlammbedeckten holperigen Straßen des damaligen Paris.

Hätte sie ein lauschendes Gesicht gesehen, welches auf der Rückseite des Hotels nach der Richtung der Rue de Grenelle hinaussah und dem Rollen des Wagens folgte, hätte sie die Worte gehört, welcher ihr ein spöttischer Mund nachrief, und welche lauteten: bon voyage à Brouage! sie würde weniger tröstlich in die Zukunft geblickt, sie würde vielleicht jetzt schon einen Versuch gemacht haben, aus dem Wagen zu springen.

So geschickt hatte Meister Mazarin die offenen Karten gemischt, daß selbst das begründetste Miß-

trauen, selbst der unversöhnliche Haß Maria's als wohlberechnete Faktoren wirkten, um seinen Plänen zu dienen und seine Gegnerin in sein Netz zu treiben. — Dem Zufall und der Möglichkeit einer mitleidigen Schwesterliebe war eine Thür offen gelassen, aber auch diese führte zu Mazarin's Zielen. Er wußte, daß Maria Mancini sicherlich stets das Gegentheil von dem that, was er rieth, deßhalb konnte er sie sogar vor seinen eigenen Fallstricken warnen lassen, um sie unfehlbar hinein zu treiben.

Olympia übersah keineswegs alle diese Fäden des Gewebes, und sie war immer noch im Zweifel, ob sie ihre Hand wirklich zu einer Intrigue geboten, oder ob Maria's gutes Glück dennoch den etwaigen Plänen und Listen Mazarin's zuvorgekommen sei.

„Ich will es glauben, daß es des Königs wegen war," schloß sie ihre Reflexionen, „schon meinetwegen will ich es glauben, der Verrath wäre abscheulich, und ich könnte mir es niemals verzeihen."

Mit diesem traurigen Trost eilte sie, sich in die Gesellschaftszimmer zu begeben, um an den Spielen theilzunehmen. Allein sie sollte nicht so weit kommen. Im Augenblick, als sie im Begriff war, die Balustrade der Treppe zu verlassen, kam ein Cavalier heraufgeeilt, leicht und mit tänzelndem Schritt.

Kaum hatte er die schöne Gräfin von Soissons erkannt, als er ihr schon von fern „tausend" Küsse von seinen spitzenbesetzten Handschuhen zuwarf.

Olympia gerieth in Bewegung.

„Ah, Herr Marquis — welch' ein seltener Gast in diesen Räumen —"

Der elegante Cavalier, der gefeierte Heros der Gesellschaft, Marquis von Vardes, beugte in schelmischer Laune sein Knie vor der Gräfin.

„Sie erschrecken vor mir, bezaubernde Helena, doch, bei den hohen Göttern der Precieusen, Sie würden mich vielleicht bemitleiden, wenn Sie wüßten, wie viel Paris gelitten hat, daß weder die Tage des Ida sich erneuen, noch daß man uns heute in Sparta landen läßt."

„Der schöne Marquis scheint zu viel begehrt zu sein," sagte Olympia in einem gewissen Accent der Eifersucht, indeß ihr Herz vor Wonne jubelte, den Langvermißten wieder zu sehen, „und wenn dieß Unglück Mitleid verdient, so soll es nicht versagt sein — müssen wir uns doch beinahe glücklich schätzen, nicht gänzlich aus dem Gedächtniß des trojanischen Schäfers getilgt zu sein."

„Nur keine Vorwürfe, schöne Gräfin, um des Himmels willen, nur keine Vorwürfe — ich will mit

Vergnügen in die Unterwelt steigen, und jede beliebige Heraclesthat vollbringen, zur Buße, wenn Sie es verlangen, reizende Olympia!" und der Marquis küßte mit Vertraulichkeit die schöne Hand der Gräfin.

„Wirklich?" erwiederte diese mit einem ermuthigenden Blick, „und doch scheint auch diese ungewöhnliche Visite eine ungewöhnliche Ursache zu haben."

„Keine höhere Ursache, Frau Gräfin, als um Gnade und Verzeihung zu flehen, daß mich Kummer und Sehnsucht nicht gänzlich aufgezehrt haben, vorausgesetzt, daß die Sehnsucht Geschmack an mir fände — wie, oder sähen Sie mich wirklich lieber als Gespenst, als Schatten eines vor Liebesgram Gestorbenen?"

„Welcher bizarre Einfall," lachte Olympia, „die Verzeihung wäre ertheilt, wenn Sie artig sein wollen und loyal."

Vardes kniete abermals und beugte sein schönes, ausdrucksvolles Antlitz auf die Arme der Gräfin, als die Letztere plötzlich zurückfuhr. Vardes sah auf und erblickte die Gräfin von Soissons in der Haltung einer Siegerin, die eine Beute in den Händen emporhält. Er erhob sich sofort.

Olympia hatte ihm eine seidene Schleife von der Schulter gerissen.

„Seit wann, Herr Marquis, tragen Sie diese Trophäe?“

Der schöne Vardes wurde einen Augenblick verlegen, was der Sage nach höchst selten eintrat. Doch faßte er sich rasch. „Es wird so Mode sein, Frau Gräfin, ich lasse meinem Schneider stets freie Hand in seinen Verzierungen.“

„Ausflüchte, mein schöner Herr Marquis, Ausflüchte — als wenn der berühmte Vardes nicht die Seele der Mode selbst wäre, als wenn diese Schleife nicht vor einer Woche noch den Busen der Frau Herzogin von Orleans geziert hätte. Die Farbe und das Muster sind glücklicherweise nicht so häufig, daß man sie leicht vergessen könnte. — Nein, Herr Marquis, Sie haben vielleicht eine Wette gemacht, wer heute die größte Keckheit auszuführen im Stande wäre — und welche wäre insolenter als die, für unwiderstehlich zu gelten, geschmückt mit den Trophäen einer Andern, nein aller Anderen, die man jemals betrogen!“

Vardes war von diesem plötzlichen Ausbruch einer nur zu begründeten Eifersucht bestürzt. Der scharfe Blick Olympia's hatte sich in dem Wiedererkennen jener Schleife keineswegs getäuscht, die Vardes in begreiflichem Leichtsinn zu entfernen vergessen hatte. Vor

allen Dingen lag ihm jetzt daran, einer ernsthaften Scene vorzubeugen.

„Ich beschwöre Sie, Frau Gräfin," rief er, indem er seiner Miene den Ausdruck des Gekränkten und zugleich des reuigen Sünders zu geben versuchte.

Aber die leidenschaftliche Italienerin ließ sich nicht beschwören.

„Reden Sie nicht, Marquis! Ich weiß es jetzt. In Lyon haben Sie nur auf Befehl des Königs mir den Hof gemacht, offenbar um ihn zu degagiren, und heute kommen Sie, wie es scheint als Spion des Herzogs von Orleans, und seiner würdigen Gemahlin, die vielleicht so schwach und unvorsichtig war, Ihren verführerischen Worten Glauben zu schenken —"

„Bravo, bravissimo, Frau Gräfin," rief Bardes, und küßte wiederholt die schöne Hand der Frau Gräfin. „Ihr Scharfsinn ist zum Entzücken. Was hilft es, zu leugnen? Sie haben es errathen; nur aus politischen Gründen folge ich den Fahnen von Orleans, mein Herz ist Ihnen niemals untreu geworden."

„Und dort reden Sie vielleicht ebenso von den Fahnen des Hauses Mazarin. Sie streuen mir keinen Sand in die Augen, mein Herr Marquis."

„Auf Ehre, meine anbetungswürdige Gräfin — auf Ehre. Es sind Dinge im Werk — was sage ich

Dinge — die Parteigruppirung hat sich verändert — von Grund aus verändert. Was wollen Sie! Ein vorsichtiger Mann macht seine Rechnung bei Zeiten. In einigen Wochen vielleicht ist der Herzog von Orleans König!"

Olympia erschrack bei diesen Eröffnungen und Geständnissen.

„Monsieur — König — und Ludwig?"

„O, sein Stern ist im Sinken, meine schöne Gräfin. Sein Stern ist im Sinken, sage ich Ihnen. Spielen Sie wirklich nur die nicht Eingeweihte, oder sind Ihnen diese Wandlungen entgangen? Das wäre höchst komisch. Sollte es Ihnen verborgen sein, daß Ihr eigenes Haus der Herd einer kleinen Konspiration ist, und daß Ihr Herr Gemahl, der Graf von Soissons zu hohen Ehren berufen sein wird. Ich glaubte, Mazarin hätte Ihnen bereits Alles gesagt."

Vardes war zu diesen indiskreten Mittheilungen offenbar nur durch die Schönheit Olympia's hingerissen, die er niemals so reizend gefunden hatte, wie heute, und die er um jeden Preis versöhnen wollte, in seiner leichtfertigen Sinnlichkeit nur den Augenblick bedenkend und zugleich berauscht von dem Zauber seiner eigenen berühmten Unwiderstehlichkeit, die sich keine Niederlage verzeihen konnte.

Olympia war auf das Höchste von dieser Enthüllung betroffen und konnte lange keine Worte finden.

„Das sind ja entsetzliche Entdeckungen — interessante Bekenntnisse wollt' ich sagen — ein wahrhafter Abgrund zu den Füßen des Königs!" flüsterte sie für sich. „Und Sie, Herr Marquis, der innigste Freund des Königs, sein alter ego, wie er Sie zuweilen nannte, sein Vertrauter und Begleiter seit Jahren, dem er Wohlthaten und Ehren erwiesen hat — Sie können sich jetzt auf Seite seiner Gegner stellen? Sind Sie nicht vielmehr ein treuloser, fahnenflüchtiger Deserteur, ein Achselträger und Ueberläufer? Und Sie wagen es, über die Schwelle meines Hauses zu kommen und mir unter die Augen zu treten? Davon muß der König wissen, wenn er noch in Paris ist!"

Und sie trat sofort zu ihrem Schreibtisch, um einige Zeilen auf das Papier zu werfen.

Vardes erschrak nicht minder heftig, und sah jetzt erst die ganze Tragweite seines Verraths ein.

„Schöne Frau," sagte er jetzt mit entschiedenem, beinahe drohendem Tone, „Sie werden mich nicht bereuen lassen, was mir in blindem Vertrauen und hingebender Leidenschaft für Sie entschlüpfte, Sie werden keinen Mißbrauch von meinen Worten machen wollen. — Und falls Sie es dennoch wagen sollten,

so bitte ich zu bedenken, daß Ihr Zeugniß nichts gelten wird!"

„Das wollen wir sehen!" rief Olympia in höchstem Zorn, „ich fahre auf der Stelle zum Louvre!"

„Sie werden nicht fahren, Frau Gräfin, Besonnenheit, Ihr Herr Gemahl kommt!"

Dem Herzog von Soissons mochte das Ausbleiben seiner Gemahlin doch allmälig auffallend erscheinen, und er kam jetzt selbst, um nach ihr zu sehen. Es folgte nun eine jener Scenen, wie sie nur in Paris, und nur zu der Zeit jener Galanterie und Verkommenheit der Sitten möglich und denkbar waren. Gerade in dem, was dabei auffallend erscheinen könnte, sind wir nicht von der historischen Wahrheit abgewichen.

„Was gibt es," fragte der Graf von Soissons — „ich höre Stimmen — ah, mein lieber Vardes, mein theurer Vardes — seien Sie mir tausendmal willkommen! Nun?" — und er wandte sich fragend zu den Beiden, deren heftiger Wortwechsel im Moment verstummt war.

Olympia aber vermochte sich nicht mit derselben Kraft zu beherrschen, als ihr Gegner.

„Schicken Sie auf der Stelle diesen Herrn aus Ihrem Hause, mein Gemahl!" rief sie mit blitzenden Augen.

„Schicken Sie auf der Stelle diese schöne Frau in die Sorbonne oder in den Staatsrath, denn sie treibt Politik!“ sekundirte Vardes, indem er die Gräfin in Ton und Geberde travestirte.

„Ah, nichts weiter, als einige Meinungsverschiedenheiten,“ sagte Soissons begütigend und wandte sich dann mit ernsterem Vorwurf zu seiner Gemahlin. — „Welche Maßlosigkeit, gegen einen alten und bewährten Freund unseres Hauses — und welche Entwürdigung eines erhabenen Geistesbündnisses der Freundschaft, die Cicero schon in seinem berühmten Buche verherrlicht hat! Versöhnen Sie sich auf der Stelle! — Vergeben Sie der Gräfin, meiner Gemahlin, theurer Herr Marquis. Versöhnen Sie sich, Olympia ich bitte, keinen Aufschub, nein, keinen Aufschub. Ich würde untröstlich sein, mein unvergleichlicher Vardes — verschmähen Sie nicht die Hand meiner Frau.“

Und mit der ganzen Frechheit eines galanten Cicisbeo — eines Serviteur, — der sich selbst vom Ehemann protegirt sieht, wandte sich Vardes zur Gräfin von Soissons.

„Wahrhaftig, ich war im Begriff den Spruch der Verbannung auf mich zu nehmen, aber wenn der Herr Gemahl selbst mich zurück führt an diesen heiligen Altar der Seelenharmonie und gleichfühlender

Begeisterung — was bleibt mir übrig als zu gehorchen, ich küsse Ihre Hand, Frau Gräfin."

Olympia, die von der frivolen Komik dieser Scene im Moment überwältigt war, mußte lachen.

Dann wandte sie sich unmuthig und über sich selber erzürnt ab. — „Gegen mich ist Alles verschworen!"

„Nur heitere Mienen, meine Theuren," ermahnte Soissons und führte seine Gemahlin nebst ihrem Cavalier in die erleuchteten Gemächer, wo neben den Freuden des Spiels auch für andere Genüsse gesorgt war. So eben gab ein Sänger der päpstlichen Kapelle seine Kunst in hohen Fisteltönen zum Besten.

Während die Gesellschaft in den Sälen wogte und plauderte, während im Spielzimmer die Anhänger Mazarin's und Orlean's unter der Maske des Spiels wichtige Eventualitäten beriethen, ereignete sich im Stiegenhause eine höchst drollige Scene, welche leider keine anderen Zuschauer hatte, als die Statuen, die zwischen den Säulen und in den Wandnischen standen.

Dem alten Herzog von Lothringen ließ es an diesem Tage und nach jenem abgeschlagenen Sturme beim Kardinal keine Ruhe, wie sich die Geschwindigkeit und Gewalt steigert, wenn große Blöcke einmal in das Rollen und Poltern kommen.

Nach dem Abschied von seinem schönen Neffen, den er mit einer langen Strafpredigt und höchst ungnädig entließ, hatte er sich mit philosophischer Ruhe hinter eine Flasche alten Rheinweins gesetzt, um über die Streitkräfte seiner Gedanken Revue zu halten. Der feurige Rebensaft führte das Bild Mariens reizender und rührender als jemals vor die erhitzte Einbildungskraft des alten Knasterbarts: ihre Lage gegenüber den Versuchungen des Königs — denn an ernsthafte Absichten glaubte der alte Herr nicht — erschien gefährlicher, ihr Schutz unter den Fittichen des alten Geiers Mazarin bedenklicher als jemals.

Dazu kamen die Bilder und Erinnerungen an seine verödeten Besitzungen in Lothringen, der Gedanke an das Aussterben seiner Linie, denn sein Neffe hatte heute bedeutend in seinen Augen verloren, und er strich seinen Namen in den Berechnungen, welche Maria Mancini galten. — Was alle diese Vorstellungen nicht vermochten, vollendete zuletzt die Erinnerung an Mariens stete Freundlichkeit und Vertraulichkeit, so daß seine ritterliche Seele sich zur verwegensten Entschlossenheit entflammte.

Er hatte sich in der Zwischenzeit bereits erkundigt und erfahren, daß Maria den Palast Mazarin verlassen und zu ihrer Schwester, der Gräfin von Sois-

sons übergesiedelt sei — und daß er sich also heute bereits in ihrer nächsten Nähe befunden habe.

O, nur ein Wort, nur eine Frage, nur eine kurze Unterredung und der kühne Held hoffte unfehlbar die blühende Rose vom Abgrund wegzupflücken.

„Basta — es muß heute noch etwas geschehen," schloß er seine Reflexionen, und ohne zu wissen, wie und womit er seine abenteuerlichen Plane in's Werk setzen solle, war er einige Stunden später gegen neun Uhr Abends abermals im Hotel Soissons, dießmal allein und ohne seinen „Stockfisch" von Neffen.

Mühsam keuchte er die Marmortreppe empor, wo er kurze Zeit zuvor den Kardinal selbst gesprochen.

„Und wenn Tod und Teufel und Hanswurst Wache hielten," lallte seine schwere Zunge, „ich muß Maria Mancini selber sprechen. Oho ihr Kardinäle und Baalspriester, so springt man nicht mit einem Fürsten um, der seine zwanzig Festungen erstürmt hat mit dem Degen in der Faust. Ich weiß, ich habe mich blamirt mit meinem Neffen, dem Grasaffen, aber ich werde die Scharte auswetzen. Ich werde das Mädchen selber heirathen. Das weiße Lämmlein ist zu gut für diese Wölfe. Ich bin ein frommer Mann, ein entschlossener Mann, und dießmal heißt es in Gottesnamen drauf und dran, wie ein alter Landsknecht!"

Es ist hier abermals eine Bemerkung einzuschalten, vielleicht zu spät für den „patriotischen" Leser, der sich von dem Kontrast dieses rauhen deutschen Bären zu den feinen französischen Herren schwerlich erbaut findet. Viel angenehmer und erwünschter wäre es dem Erzähler selbst gewesen, hätte er diesen deutschen Reichsfürsten mit einem Nimbus von Kraft, Stärke und heroischer Größe schmücken können — es wäre so dankbar gewesen, in diese Welt der gallischen Verwesung einen biderben wahren deutschen Helden als erfreulichen Kontrast zu stellen, allein die Sünde gegen die historische Wahrheit wäre allzu unverantwortlich gewesen, hätte man diesen Herzog und seinen Neffen zu Repräsentanten deutscher Reinheit und Sittenstrenge umprägen wollen. Die Chronisten schildern leider diesen Herrn in noch viel abschreckenderen Farben, und wenn diese hier nur im Sinne des Humors ausgebeutet sind, so bedarf es wohl kaum einer feierlichen Verwahrung, daß dem Erzähler dabei nichts ferner gelegen, als eine tendenziöse Repräsentation des deutschen Charakters. Diese überflüssig scheinende Bemerkung ist doch vielleicht um so nothwendiger, als in der heutigen Zeit der Maßstab des „Patriotismus" fast in allen Gebieten ein unvermeidlicher geworden ist.

Während sich der alte, heißblütige Kämpe wie der

Befehlshaber eines geladenen Mörsers nach einem bestimmten Objekt umsah, huschte eine weiße Gestalt an der Balustrade des Stiegenhauses vorüber.

„Halt!“ rief Lothringen mit donnernder Stimme und trat der Erscheinung in den Weg, so daß dieselbe vor Schreck beinah zu Boden sank.

Es war Frau von Venelle, die Gouvernante der Nichten Mazarin's, vom Kardinal so eben aus ihrem Palaste hierher berufen, um gewisse Weisungen zu empfangen. Sie hatte unverzüglich gehorcht und war jetzt bereits im Besitz der geheimen Befehle Mazarin's, der sie sofort wieder nach Hause schickte, um dieselben auszuführen.

„Halt in des Teufels Namen!“ donnerte Lothringen noch einmal, doch im selben Augenblicke erkannte er sie.

„Ah, Sie sind es, Frau von Venelle, süße goldene Frau von Venelle, günstiger konnte mich ja kein Stern des Himmels führen, Sie getreuer Hausgeist, Sie brave Hüterin meines weißen Schäfchens — gottlob, gottlob, Sie kennen das Menschenherz, Sie haben Erfahrung, Sie sind ein Engel, ein Erzengel, wenn Sie wollen — Sie werden — meine Hoffnungen aufrecht halten,“ hier fand er es nothwendig, sich auf die Balustrade der Stiege zu stützen, um sich selbst — aufrecht zu erhalten.

Frau von Venelle, welche den komischen Kauz von früher her kannte, hatte sich längst von ihrem Schrecken erholt — obgleich derselbe nur einem verdoppelten Staunen gewichen war, was dieser unerwartete Gast hier zu thun habe; außerdem mochte sie, als feine Pariserin, keineswegs von dem Zustande des alten Herrn erbaut sein.

„Womit kann ich dienen, Herr Herzog," erwiederte sie, „zu so ungewöhnlicher Stunde und an so ungewöhnlichem Ort?"

„Sehen Sie," begann Lothringen wieder, „Sie sind eine moralische Person — ich bin auch eine moralische Person — ich bin ein Retter der Tugend, ein Beschützer der Unschuld," und abermals schwankte der treffliche Held etwas, „ich will — ich muß dieser heillosen Konfusion ein Ende machen. — Seien Sie nur ruhig — immer ruhig und rufen Sie mein weißes Lämmchen — Sie muß hier stecken in dieser Löwengrube!"

„Sie meinen Fräulein Maria — Maria Mancini — ach mein Herr Herzog," und urplötzlich brach die gute Frau von Venelle, die so lange und mühsam ihre Fassung behauptet hatte, in lautes Schluchzen aus.

„Mein Gott, was weinen Sie, meine süße Frau, meine goldene Frau? Nicht weinen, sage ich Ihnen,

nicht weinen. Ich thue Ihnen nichts zu leide, ich bin kein Bär, noch Drache. Sie sollen mir ja helfen, meine liebe Frau von Venelle — Donnerelement nicht weinen, sag' ich! — Sie sollen ja bei uns bleiben, Sie haben mein weißes Lämmchen erzogen, Sie sollen niemals von ihr getrennt werden! — Wir nehmen Sie mit nach Lothringen aus diesem Sodom und Gomorrha, dort sollen Sie gute Tage haben bis an Ihr selig Ende. — Nun hören Sie auf mit Weinen, oder beim Bucephalus, Sie stecken mich noch an. — Meine Maria, mein Engel — o sie ist mir gut, sie hängt an mir mit ganzer Seele, sie hat es mir hundertmal gesagt. Sie sehen ja, ich bin kein Räuber, ich bin ein Cavalier, und will sie davontragen auf diesen Händen!"

„O, mein Gott, was verlangen Sie, Herr Herzog! Wären Sie eine Stunde früher gekommen, so hätten Sie wenigstens Abschied nehmen können. Jetzt ist Alles verloren, Fräulein Mancini ist nicht mehr hier, sie ist auf die Festung geschickt worden."

„Auf die Festung!" und Lothringen brach in ein lautes Gelächter aus. — „Auf die Festung. Seit wann schickt man Damen auf die Festung? O, Sie glauben mich los zu werden mit blauem Dunst! Fehlgeschossen, Frau von Venelle, auf die Festung! ist

Maria Mancini nicht selbst eine Festung, die erobert sein will — was und nun doppelte Mauern um sie, beim Bucephalus, das ist unerhört! auf die Festung —! wie? hat sie ein Verbrechen begangen, hat sie gestohlen, Frau von Venelle? ja wohl, sie hat gestohlen! Herzen hat sie gestohlen! und meines zuerst! Drum muß ich sie verhaften, drum gehört sie auf meine Festung zuerst — vorwärts, rufen Sie sie, machen Sie keine Späße weiter, Sie goldene, Sie süße, Sie lustige Frau von Venelle!"

Wer weiß, was die Geister des Weins noch Alles herausgesprudelt hätten, aber Frau von Venelle unterbrach den alten Herrn.

„Ich schwöre es Ihnen, Herr Herzog. Der Oheim Eminenz haben ihre Nichte heimlich fortschaffen lassen in einem geschlossenen Wagen mit List und Gewalt. Sie ließen mich vorher rufen und nahmen mich bei Seite. Mit Tagesanbruch muß ich selbst nachreisen, damit das arme Kind doch Pflege und Aufsicht hat in ihrem Gefängniß — o es ist ein Jammer und Elend!" — und sie begann von Neuem zu weinen.

Lothringen war inzwischen doch völlig nüchtern geworden; allein seine gute Weinlaune hatte gleichsam nur ein anderes Roß bestiegen, auf dem sie sich tummelte.

„Was Jammer und Elend! Sie hasenherzige Frau Hofmeisterin! Festungen kann man erobern, Festungen kann man schleifen, Blitz und Donner und Wetter! Das ist gerade mein Geschmack und mein Handwerk! Da sind Sie gerade an den Rechten gekommen. Ein Ritterfräulein tief im Thurm, wo Schlangen und Molche hausen — das ist ja ein Leibgericht für einen alten Haudegen, und solche Thürme und Mauern zu brechen — Hölle und Teufel, das heißt wohl etwas! Ich bin diesem Baalspriester dankbar, und einen Beweis von Courage bin ich auch meinem Täubchen schuldig! Kann mir's ja gar nicht schöner wünschen! Und Sie, meine göttliche Frau von Venelle, sind also der Engel mit feurigem Schwert vor dem Paradiese. Nun, ich denke, wir werden mit einander fertig werden. Da sehen Sie einmal diese Perlen," und er zog ein Etui mit einem kostbaren Schmuck aus der Tasche, den er vor wenig Stunden erst in einem der glänzenden Läden der Rue St. Honoré gekauft hatte, — „die Kleinigkeit war für meine Braut bestimmt," fuhr er fort, „nun mag sie ihre holdselige Duenna zieren," und mit keckem Wurf schleuderte er den werthvollen Schmuck in den Busen der alten Dame.

Dieser etwas bizarre und naive Bestechungsversuch würde eine Dreistigkeit von Erfindung beweisen, wenn

er nicht echt wäre und einen charakteristischen Zug in dem Sittengemälde jener Zeit böte.

„Sie irren sich, mein Herr Herzog," fuhr die sittsame und strenge Tugendwächterin auf. „Die Gouvernante des Hauses Mazarin mag schwach und alt und gutmüthig heißen, aber sie steht nicht in Ihren Diensten, Herr Herzog. Zieren Sie mit dem Schmuck lieber Ihre deutschen Reiterstiefel!" Und mit Schnelligkeit hatte sie denselben aus den Falten ihres Kleides wieder emporgerissen und warf ihn in die offenen Stulpen der mächtigen Reiterstiefel des Herzogs. Leider war ihr Wurf nicht so glücklich, so daß die Perlen auf den Boden rollten.

„Fehlgeschossen, Frau von Venelle, fehlgeschossen!" rief Lothringen. „Da liegen die Perlen, sie gehören Ihnen oder dem ersten Besten, der sie findet! Und nun, mein Schatz, geben Sie diesen Kuß meiner kleinen Braut, wenn Sie dieselbe früher zu Gesicht bekommen, als ich," und er wollte die Hand der ehrbaren alten Dame küssen.

„Verlassen Sie dieß Haus!" rief die Erschreckte, „oder ich mache Lärm!"

„Gut, gut, auf Wiedersehen also, Sie feuriger Engel, auf Wiedersehen!" lachte der alte Kauz. „Ich werde mit Ihnen reisen, Sie mögen machen, was Sie

wollen, ich werde mit Ihnen reisen. Wenn Sie mit Tagesanbruch einen Reiter vor Ihrem Wagen sehen, so erschrecken Sie nicht, ich habe Lust, diese verteufelte Festung mir anzusehen, adieu, mein holder Engel, adieu. Wir reisen zusammen!"

Und mit sporenklirrenden Schritten schritt er die Marmorstiege herab und verschwand in dem Dunkel.

Frau von Venelle sah ihm mit erleichtertem Herzen nach. Auf die Drohung des alten Herrn, sie auf der Reise zu begleiten und voraussichtlich zu belästigen, gab sie nicht viel. Was wissen die Jünger des Bacchus am anderen Morgen von ihren Vorsätzen und Plänen!

„Gott steh mir bei," sagte die alte ehrbare Dame und Tugendwächterin. „Noch diese einzige Reise, und dann adieu Haus Mazarin. Solche Erlebnisse, solche Abenteuer gehen mir an die Nerven! Das ertrage ich nicht länger, das würde mich aufreiben, und dann meine theure Maria! Du armes Kind, auf eine Festung Dich zu schicken, auf eine Festung — ist das menschlich, ist das christlich, ist das eines Oheims und Kardinals würdig? — Und was dort droben gebrütet und gekocht wird, ist auch nichts Gutes. — Mir graut, wenn ich daran denke, — was es für Menschen gibt! Alle sind sie gegen den König, Alle gegen den König. Schon wieder kommt ein Wagen!"

Und sie eilte die Treppe herab nach dem Hauptausgang des Hotels zur Rue des deux Ecus, wo ihre Sänftenträger sie erwarteten, um sie sofort in das Hotel Mazarin zurückzubringen.

*

Es war nicht lange nachher, als aus dem Dunkel des Parterres nach der Seite der Rue de Grenelle zu abermals die Gestalt eines Mannes emportauchte, dann stillstand und das Terrain zu prüfen schien.

Es war der alte La Porte selber, des Königs Kammerdiener, der, mit einer Blendlaterne versehen, vorwärts schlich, in der andern Hand trug er einen mächtigen Granatenstrauß.

„Die Fenster auf dieser Seite sind dunkel," sagte er, nachdem er das Palais von allen Seiten beobachtet hatte, „nur nach der Rue du Four ist Alles hell, aber der Himmel weiß, wo ich das Fräulein finden soll. Hier an der großen Marmorstiege hat man mich erwarten sollen. Es ist noch Niemand da. Beim heiligen Jakob, bei keinem Abenteuer des Herrn war mir weniger wohl zu Muth, als dießmal, und doch wünsch' ich ihm gerade heute Glück und sonst nimmermehr! Er hat sich es nicht nehmen lassen, dabei zu sein. Zuerst wollte er voraus reiten nach Saint Cloud, nun hat er sich selber hineingesetzt in den Wagen, er

kann es nicht erwarten, seine Braut in den Armen zu halten."

Leise schlich La Porte hinauf und lauschte an einigen Thüren, er räusperte sich und hustete, kein Lebenszeichen ringsum. Man schien absichtlich heute alle Dienerschaft entfernt zu haben; auch einem fremden Blick mochte es erscheinen, als gingen diesen Abend ungewöhnliche Dinge im Palaste vor.

La Porte fand sich nachgerade in der äußersten Verlegenheit und hatte so eben bei sich den Entschluß gefaßt, den Rückzug anzutreten, als im Vestibul des Erdgeschosses ein leichter Schritt erklang und eine wohlbekannte zürnende Stimme sich hören ließ.

„Muß ich selbst noch kommen. Wie stehen die Dinge, La Porte?"

Es war der junge König selbst, der in Reisekleidern und im Mantel gehüllt erschien, und so eben die Treppe emporstieg, gefolgt von einem Bedienten.

La Porte deutete auf den Boden. „Es scheint, man wirft mit Perlen um sich. Hier ist etwas vorgefallen, Sire, aber die Thüren sind verschlossen, und es läßt sich Niemand sehen noch hören!"

Der König runzelte die Stirn. „Es scheint, ich bin von Verräthern umgeben! La Porte siehe morgen zu, was Dein Name bedeutet, Du brauchst die Akademie

deßhalb nicht zu fragen! Ich kann solche Diener nicht brauchen, die ein Geheimniß nicht zu bewahren wissen. Offenbar ist Alles bereits entdeckt und vereitelt!"

„Sire," sagte der alte Mann, „ich habe dem königlichen Hause nun lange Jahre gedient, aber was Entführungen betrifft, so habe ich allerdings keine Erfahrungen sammeln können, denn Dergleichen kam nicht vor. Solches sah man nur bisweilen in der Komödie. Sagte ich es Ihnen nicht gleich, daß Sie mich zu solchen Kommissionen nicht brauchen können — so sehr ich Ihnen Glück dazu wünschte, wenn Sie kein König wären. Sire, die Könige Frankreichs sind so gestellt, daß sie solche Unternehmungen, wenn es nöthig wäre, bei hellem Tage abmachen können, und an der Spitze ihrer Garden; aber nicht in der Nacht wie die Spitzbuben und bei solchem niederträchtigem Wetter!"

„Schweig', Alter!" rief Ludwig, „man wird doch endlich erfahren, woran man ist!" Bei diesen Worten zog er ein Pistol aus seiner Manteltasche und feuerte es in dem weiten Raume ab.

Die Wirkung dieser Art von Anmeldung ließ nicht lange auf sich warten. Bediente und Kammerdiener stürzten aus mehreren Thüren heraus, zogen sich aber sofort ehrerbietig zurück, als sie den König erkannten. Endlich erschien Olympia, die Herrin des Hauses,

in Begleitung ihres Gemahls, der einen Armleuchter trug.

Sie erblaßte, als sie den König erkannte, und hielt sich mit Mühe an einer Säule aufrecht.

„Endlich, meine schöne Gräfin!“ rief ihr Ludwig entgegen. „Hier scheint man sich nur mit Pistolenschüssen vernehmlich machen zu können. Haben Sie meine Weisungen nicht empfangen?“

„Ja, Sire, aber wir konnten nicht ahnen, daß Majestät selbst kommen würden — —“

„Ich habe meinen Plan geändert. Die Zeit ist da, rufen Sie Ihre Schwester Maria, meine Braut!“

Da stürzte Olympia, ihrer selbst nicht mehr mächtig, zu seinen Füßen. Mit einem Male ging ihr jetzt der Zusammenhang der Dinge auf — und was sie dunkel geahnt hatte, daß Maria von einem fremden Wagen entführt worden, sah sie jetzt zur schrecklichen Wahrheit verwirklicht. — „Sire, ich bin unschuldig!“ weiter vermochte sie nichts hervorzubringen.

Der König stampfte heftig auf die Marmorplatte des Vorraums.

„Was soll das heißen, woran unschuldig, Gräfin? bringen Sie mich nicht von Sinnen. Noch einmal frage ich, wo ist Maria Mancini? Stehen auch Sie auf Seite meiner Feinde? Das habe ich nicht erwartet,

obwohl ich es hätte ahnen können. Aber so wahr ich König von Frankreich bin, ich werde meine Braut zu finden wissen, und wenn man sie absichtlich vor mir verbirgt!“

Mit diesen Worten wollte er in die anstoßenden Gemächer dringen, aber Olympia, die ihrem Gemahl zuvor einen Wink gegeben, trat ihm entgegen.

„Um des Himmels willen, Sire, keinen Schritt! Sie setzen sich selbst Gefahren aus, für die ich im Voraus nicht bürgen kann!“

„Es handelt sich nicht um mich,“ rief der König mit steigendem Zorne, „sondern allein um Maria Mancini.“

„Ich beschwöre Eure Majestät!“ rief Olympia dringender, jedoch mit leiserer Stimme. „Es ist eine Konspiration im Werke gegen Sie selbst. Oheim Eminenz, der Kardinal Mazarin, befindet sich gegenwärtig in diesem Hause, und nach Allem, was man schließen darf, hält er sich für tödtlich beleidigt von Ihnen. Seien Sie überzeugt, Sire, er ist im Stande, das Verwegenste zu thun, und sich selbst Ihrer erhabenen Person zu versichern. Sie sehen aus diesen Warnungen, Sire, ob ich den Vorwurf verdiene, auf Seiten Ihrer Feinde zu stehen!“

Ludwig, am fünften September 1638 geboren,

war erst zwanzig Jahre alt. Noch kein Akt des Despotismus hatte seinem von Natur aus unbefangenen und offenen Wesen abgezwungen werden können. Die Mittheilungen Olympia's erschreckten ihn, aber doch nicht seinethalben, sondern nur um Maria's willen; zugleich erschien ihm die Meldung von einer Konspiration so ungeheuerlich und bizarr, daß er sogar seine gute Laune wieder gewann, obschon sie von verhaltenem Zorne gefärbt war, denn er sah recht gut ein, daß hier nicht der Ort noch die Stunde sei, seine königliche Autorität in vollem Maße geltend zu machen.

„Wohlan," rief er, „also Unterhandlung, meine schöne Gräfin, wie zwischen kriegführenden Mächten! Sagen Sie Mazarin, er mag an seinem Platze bleiben, er mag Frankreich regieren, so lange ihm Gott das Leben schenkt, ich will ihm Alles lassen, um den Preis Maria Mancini's! Ohne sie kann ich nicht leben!"

„Es ist zu spät, Sire, es ist zu spät!" rief Olympia, die Hände ringend, und ihre Miene der Verzweiflung war durchaus keine verstellte.

Nun aber brach Ludwig's Zorn unaufhaltsam aus, und der junge Herrscher Frankreichs schlug einen Ton der Souveränetät und des königlichen Selbstgefühls

an, der später zum Grundton seiner ganzen Regierungszeit wurde.

„Bei meiner Ungnade, Gräfin, dieß Spiel geht zu weit! Ich wiederhole Ihnen, bringen Sie mich nicht auf das Aeußerste! Wo ist Maria Mancini? Ich will offene Antwort!"

„Zu Befehl, Sire," erwiederte Olympia bestürzt, „ich will Ihnen nichts verheimlichen, meine Schwester Maria ist entführt worden. Seine Eminenz, der Kardinal hat Ihren Plan auf unbegreifliche Weise entdeckt und ist Ihnen zuvorgekommen. Vor einer halben Stunde kam bereits ein Wagen, ein Jäger erschien in der königlichen Livrée mit einem Granatenstrauß und mit der richtigen Losung: Saint Jean d'Angély. Ich habe meine Schwester Maria gewarnt, wie es meine Pflicht war, aber gerade deßhalb bestieg sie den Wagen, denn sie hatte kein Vertrauen zu mir und thut stets das Gegentheil von meinen Rathschlägen!"

Jetzt war die Reihe der Bestürzung an dem König. „Ist es möglich! Offene Gewalt, offene Kriegserklärung gegen den König! Wohlan, so beginne der Kampf mit dem Rebellen, aber Aug' im Auge und Stirn gegen Stirn!" und er war im Begriff abermals in das Innere des Palastes zu dringen.

Noch einmal vermochte Olympia ihn zurückzuhalten.

„Sire, Sie sind vielleicht des Todes, wenn Sie einen Schritt wagen. Man berathschlagt über Ihre Absetzung. Hier finden Sie Maria nicht."

Ludwig stand einen Augenblick unschlüssig, dann gewann er seine Selbstbeherrschung wieder. „Sie haben recht, Olympia. Meine erste That muß Marien gehören, erst dann komme ich an die Verschworenen. Nennen Sie mir den Ort, wohin man Ihre Schwester gebracht hat. — Ihnen will ich glauben!"

„Sire, ich bin in der tödtlichsten Verlegenheit, ich kann Ihnen keine Auskunft geben. Ich kenne den Ort nicht, es ist eine Festung, und der Name wurde vor mir genannt, aber ich achtete nicht darauf. Noch einmal beschwöre ich Sie, Sire, gehen Sie nicht weiter. Wenn Sie mich, wenn Sie meine Schwester jemals geliebt haben, so brauchen Sie Vorsicht, Sire, nur jetzt Vorsicht. Glauben Sie es mir, die Verhandlungen wegen einer Regentschaft des Herzogs von Orleans, Ihres Bruders, sind bereits abgeschlossen. Man will Sie für regierungsunfähig erklären! Der Plan ist fertig, die Ausführung kann in dieser Nacht noch folgen. Kommen Sie derselben zuvor durch List. Ihre Freiheit, ja vielleicht Ihr Leben ist in Gefahr, wenn

Sie offen Widerstand leisten. Morgen nenne ich Ihnen den Namen jener Festung!“

Ludwig betrachtete die aufgeregte schöne Frau, die ihm ebenfalls einst theuer gewesen, mit prüfenden Blicken.

„Und was bürgt mir für die Wahrheit Ihrer Worte, Frau Gräfin?“

„Meine einstige Liebe, Sire,“ rief Olympia, jeder weiteren Rücksicht vergessend. „Ich haßte meine Schwester, weil sie mir den Preis des Lebens entrungen, weil sie mich in Ihrem Herzen überflügelt hatte, ja ich will es nicht leugnen, ich war selbst mit ihrer Entfernung einverstanden, wenn auch in anderer Form. Seit ich Sie jedoch sehe, Sire, seit ich weiß, daß Ihnen Gefahren drohen, ist all' meine Leidenschaft auf der Umkehr. So weit soll man nicht gehen! Nein, so weit nicht! Um diesen Preis mögen Sie Marien haben, ich trete sie Ihnen ab, aber jetzt gehen Sie, fliehen Sie, ehe es zu spät ist.' Was ein Frauenherz für Sie thun kann, das einst für Sie schlug, Sire, das will ich thun, ich hoffe, Sie sollen mit mir zufrieden sein, und eines Tages sagen, so rächte sich Olympia Mancini, nachdem sie verstoßen war!“

Ludwig stampfte abermals voll Ungeduld mit dem Fuße.

„Gut, gut, ich glaube Ihnen, Frau Gräfin von Soissons, aber nennen Sie mir den Namen der Festung, nennen Sie mir den Namen, eher weiche ich nicht von dieser Stelle.“

In diesem Augenblick ließ sich das Geräusch vieler Stimmen und Schritte vernehmen. Die Thüren öffneten sich, heller Kerzenschein ergoß sich auf das halbdunkle Stiegenhaus, dessen obere Gallerie sich mit einer Menge Gestalten füllte.

„Sie sind verloren, Sire, es ist zu spät!“ rief Olympia dem König zu. „Nur Ihre Geistesgegenwart kann Sie noch retten!“

Es war der allmächtige Kardinal selbst, der in Begleitung seiner Anhänger und Verwandten auf die Gallerie heraustrat. — Außer dem Grafen von Soissons bemerkte man die Herzoge von Mercoeur und Nevers, den Marquis von Vardes, die Grafen von Guiche und Lauzun; zugleich wurden in dem Vestibul des Erdgeschosses einige jener Hartschiere sichtbar, die sich Mazarin schon seit der Verschwörung des Prinzen von Condé als Leibwache ausbedungen hatte.

Die Mienen des Kardinals hatten einen eisernen, entschlossenen Ausdruck, und sein Auge ruhte mit durchbohrender Gewalt auf dem König, der mit gekreuzten Armen gleichmüthig das Kommende zu erwarten schien.

„Ah, Sire, Sie selbst im Hause meiner Nichte," sagte der Kardinal mit vernichtender Artigkeit, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf. — „Darf man nicht erfahren, welcher ungewöhnliche Vorfall Sie bestimmt, bei Nachtzeit in die Wohnung meiner nächsten Verwandten, in den Kreis meiner Familie zu bringen?"

Mazarin konnte mit Fug so fragen, denn die Herzoge von Nevers und Mercoeur waren gleichfalls, wie der Graf von Soissons, Gemahle seiner Nichten.

König Ludwig befand sich im heftigsten Kampf mit sich selber. Das Bedenkliche seiner Lage trat ihm klar vor die Seele. An ein Entrinnen war auch in Hinsicht auf seine Würde nicht zu denken, und der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, fand er sich außer Stande. Der Gedanke an seine Geliebte gab ihm Ruhe zurück — „Maria Mancini," sprach gleichsam seine Seele zu der Entfernten, „zürne mir nicht, wenn ich zum ersten Mal in meinem Leben mich verstellen muß, um List durch List zu besiegen. Das Maskenfest von Lyon erlebt heute seine Fortsetzung!"

Da er auf des Kardinals Frage nur ein stolzes Schweigen hatte, fuhr Mazarin fort:

„Dieses kühne Unternehmen, Sire, könnte von Unbefangenen leicht als ein Zeichen von Indisposition gedeutet werden — die im Interesse Frankreichs nur

das Beklagenswertheste befürchten ließe und früher ausgesprochene Bedenken in bedauerlichster Weise zu bekräftigen schiene. Dieser Umstand müßte uns, denen das Wohl Frankreichs anvertraut ist, bei Zeit bestimmen, auf Maßregeln der Heilung zu sinnen."

Ludwig sah den Augenblick nahe, wo man die furchtbare Drohung, ihn der Regierung für unfähig zu erklären, zur Wahrheit machen würde.

„Es ist wahr, Eminenz," begann er mit unsicherem Tone. „Ich bin in Verwirrung, die Ereignisse der letzten Tage, Täuschungen des eigenen Herzens — wie soll ich Alles im Augenblick zusammenfassen, was auf mich einstürmt. Es drängte mich, Sie vor allen Dingen zu sprechen. Sie sind der würdige Nachfolger des großen Richelieu — vielleicht habe ich Ihnen in der Seele doch Unrecht gethan."

Mazarin war von dieser Einleitung frappirt, deren Ziel er nicht kannte, aber er glaubte sein Wild bereits im Garne zu haben.

„Keine Umschweife, Sire, und keine Ausflüchte!" unterbrach er ihn. „Ich bin davon unterrichtet, daß Sie an den verwegensten Träumen festhalten, daß Sie meiner ungehorsamen Nichte neue Verheißungen gemacht haben, einem Geschöpf, das stets das Gegentheil von dem thut, was ich befehle — eine Kreatur, die

alle meine Rathschläge verlacht und keinen andern Gedanken hat, als nur täglich neue leichtsinnige Streiche zu spielen, die Ehre meines Hauses zu kompromittiren und jahrelange Sorgen und Wohlthaten mit schwärzestem Undank zu lohnen. Eine solche Person wollen Sie zur Gebieterin Frankreichs erheben, um das Land in einen Abgrund zu stürzen — o sagen Sie nicht, Sire, daß meine Nichte in meinen Augen verleumdet sei, oder daß ich übertriebe, ich habe selbst die Sonde in diese Seele gesenkt und mit Betrübniß gefunden, daß sie den Verlorenen angehört."

„Sie sind ein großer Menschenkenner, Kardinal," erwiderte Ludwig, der, nachdem einmal der Anfang gemacht war, Geschmack an der Komödienscene bekam und sich von dem Lüstchen verlockt fühlte, den schlauen Italiener mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. „Sie sind ein großer Menschenkenner, und Ihr Pinsel schmeichelt Niemand, wenn Sie zu malen beginnen. Der Künstler jedoch ist nichts werth, dessen erstes Gesetz nicht die Wahrheit ist und wär's die Wahrheit um den Preis der Schönheit."

„Was wollen Sie also, Sire, in dem Hause meiner Familie?" unterbrach ihn Mazarin abermals mit Ungeduld.

„Sie sehen mich überrascht, Eminenz, mit solchem

Mißtrauen empfangen zu werden," erwiderte Ludwig. „Ich hielt Sie wirklich nicht für so grausam, mir nicht wenigstens zu gestatten, Abschied von Maria Mancini zu nehmen."

„Diese zartfühlende Mühe konnten sich Sire ersparen," sagte Mazarin, nicht ohne Hohn. „Wir haben diese Person bereits in sicheres Gewahrsam befördert und Seneka's Schriften über den Reichthum und seine Verblendung, sowie Cicero's Buch über die Pflichten werden ihre Erbauungsbücher sein, da die religiösen Mittel nicht mehr anschlagen."

„Seneka und Cicero — wirklich!" und Ludwig mußte ein Lachen unterdrücken: er bemühte sich auch sofort seinen Ton zu ändern. „Sehen Sie, Eminenz, in gewissem Sinne befreien Sie mich von einer großen Last. — Ich könnte sagen, ich wäre der Sache müde, aber man wird es mir nicht glauben, ich könnte hinzusetzen, daß die Ehre befiehlt, gewisse Versprechungen zu erfüllen, und vor Allem sein Wort zu halten, auch wenn man jedem zu Dank verpflichtet wäre, der die Kunst verstände, schwierige Verpflichtungen zu erleichtern, wenn nicht ganz zu lösen."

Diese plötzliche Verleugnung wäre eigentlich entwürdigend und erniedrigend für Ludwig gewesen, allein er spielte seine Rolle in einem so humoristischen,

bitteren und desperaten Tone, daß jeder der Anwesenden, Mazarin vielleicht ausgenommen, fühlte, daß der König aus Verzweiflung Komödie spielte.

Auch Mazarin glaubte nicht sofort daran, zumal ihm dieser Ton am König gänzlich fremd und neu war. Zweifelnd und kühlen Tones sagte er, indem er ihn mit prüfenden Blicken maß:

„Eine solche Bekehrung wäre in der That sehr erfreulich, Sire, wenn Sie Wahrheit wäre, und bestimmte Bürgschaften in Aussichten stellte."

Ludwig fühlte, daß er die Farben stärker auftragen müsse, wenn er den schlauen Mazarin übermazarinisiren und an sein Ziel kommen wollte.

„Bürgschaften, wozu?" rief er, „Sie wissen ja noch nicht einmal, daß ich gekommen bin, um Ihnen zu sagen, daß ich wünsche, die Unterhandlungen mit Spanien wieder aufgenommen zu sehen. Sie werden selbst nach Bordeaux reisen, um die Sache zu Ende zu bringen und zwar je früher, desto lieber. Nur wünsche ich, daß diese Affaire so lange verschwiegen bliebe, bis sie abgeschlossen sein wird."

Mazarin nahm einen Armleuchter und trat Ludwig entgegen.

„Sire, was ist mit Ihnen vorgegangen?"

„Mein Gott, das ist sehr natürlich," erwiderte

der König leichthin, als wenn es sich um eine höchst gleichgültige Sache handelte. „Sehen Sie, Eminenz, ich bin gänzlich aus meiner gewohnten Lebensweise herausgeworfen worden. Dergleichen ist nicht angenehm und von keinen günstigen Folgen. Sie wissen, ich liebte bisher die Ballets, den Fechtboden, das Carousel, Feuerwerk und andere Zerstreuungen. An alledem ist mir der Geschmack verdorben worden, und zwar durch Ihre Nichte. Es ist ein neues anstrengendes Leben, wozu sie mich gebracht hat, aber dieß Neue ist ungewohnt, unbequem, aufregend und mit jedem Tage fühle ich mehr, daß mir diese geistigen Exaltationen nicht zusagen. Man kann tyrannisirt werden, und sich daran gewöhnen," sagte er mit spöttischem Blick auf den Kardinal, „aber die Tyrannei der Gedanken, die Vergewaltigung unseres ganzen Seins und Fühlens und Wollens, das ist die entsetzlichste Sklaverei."

„Ja wohl, Sire, Fräulein Mancini tyrannisirt gern, der Zug ist getroffen."

„O, sie riß mich von einer Stufe zur anderen," fuhr der König fort, „sie brachte jeden Tag neue Aufgaben, neue Studien, neue unergründliche Dinge, die meinem Gesichtskreis und meinem Beruf fern

lagen, mein freier Wille war mir völlig abhanden gekommen — o es ist ein Dämon in ihrer Seele!"

„Ja wohl ein Dämon, ein Lucifer," bestätigte Mazarin. „Das sagte ich ja immer, aber Sire wollten es nicht glauben."

„Sehen Sie," fuhr Ludwig fort, „dieß Alles fühlte ich dunkel, aber zum Bewußtsein gekommen ist es mir erst seit einigen Tagen, seit eine Unterbrechung unseres Verkehrs eintrat —, seit ich sie nicht mehr täglich sah und in ihrem Bann befangen war, kehrte meine Sehnsucht zur Freiheit zurück — ein psychologisches Räthsel — nicht wahr, Eminenz?"

Mazarin wußte noch immer nicht recht, ob er zum Besten gehalten werde oder ob diese plötzliche Verleugnung voller Ernst sei.

„Aber die Entführung, Sire?" fragte er plötzlich, und als der König in Verwirrung gerieth, setzte er hinzu: „Wir wußten Alles, aber wir waren glücklicherweise in der Lage, diese romantische Idee durch eine nützlichere und ersprießlichere zu verbessern."

„Was wollen Sie, Eminenz," rief Ludwig mit dem Schein eines Gekränkten. „Dieser Ausweg war ihr Gedanke und ein Cavalier darf nicht säumen, den Wünschen seiner Dame zu genügen."

„Es war ihr Gedanke," sprach Mazarin vor sich

sich hin. „Dieß wäre in der That nicht ganz unmöglich. Dergleichen excentrische Ideen entsprechen mehr ihrem Charakter als dem seinen.“

Der schlaue, wohlerfahrene und menschenkennende Kardinal war in dieser Minute bereits wirklich überflügelt. Er hatte vielleicht niemals daran gedacht, daß ein Meister, dessen Erziehungskunst aus List, Heuchelei, Verstellung und Falschheit zusammengesetzt ist, allmälig und unwillkürlich auch seine Schüler in diesen Künsten bildet, und daß ein Tag kommen kann, wo diese Schüler ihrem Meister über den Kopf wachsen und den Tag ihrer Emanzipation damit feiern, ihren Erzieher auf immer abzuschütteln.

„In der That,“ erwiderte er freundlicher. „Jetzt scheint Licht in diese dunkle und verworrene Sache zu kommen, Sire, ich verzeihe Ihnen, ja ich will Ihnen schon deßhalb glauben, weil Sie meinen Wünschen entgegenkommen. — Zu Canossa,“ setzte er mit launigem Tone hinzu, „ließ man einst die ungehorsamen Könige Kirchenbuße thun, in Sack und Asche. Wir wollen darin etwas milder verfahren.“

„Strafen Sie mich, wie Sie wollen, Eminenz,“ rief Ludwig lachend, „aber reisen Sie nach Bordeaux. Ich bin ja nicht sicher, bis man weiß, daß ich vermählt bin. Erst dann wird man keinen weiteren

Schritt unternehmen, das alte Verhältniß wieder anzuknüpfen. Wann werden Sie abreisen, Eminenz? ohne Ihre Weisheit und Erfahrung wird in keiner Sache von Bedeutung ein glückliches Ende zu hoffen sein. Sie reisen also?"

„Morgen schon, Sire, mit tausend Freuden morgen schon," erwiderte Mazarin, geschmeichelt und nun völlig überzeugt, daß die Reue des Königs eine echte sei.

„So wären wir denn fertig," sagte Ludwig, indem er sich zum Gehen wandte, und die anderen Herren, sowie die Damen der Gesellschaft begrüßte, welche noch aufmerksam und gespannt auf das Resultat jener Unterredung lauschte, die einige Schritte von ihnen, wenn nicht leise, doch so rasch gehalten worden, daß nur wenig Worte davon von den Zuhörern verstanden werden konnten.

„Doch noch eines," sagte Ludwig jetzt, indem er sich noch einmal zum Kardinal wandte und dicht vor ihn trat. „Sie wissen, Eminenz, Maria Mancini, Ihre Nichte, besitzt einen ebenso entschlossenen als kühnen Charakter. Ich glaube kaum, daß es vollständig genügen wird, sie nur entfernt zu haben. Ich halte sie für fähig, den Entschluß zu fassen, plötzlich selbst nach Bordeaux zu kommen, wie damals nach

Lyon, und Ihnen, wie mir, dann neue Verlegenheiten zu bereiten. Was ist dagegen zu thun?"

„Seien Sie ohne Sorge, Sire," erwiderte Mazarin, „Brouage ist ein fester Ort."

„Brouage!" Ludwig fuhr auf wie Einer, der beim Scheibenschießen das Schwarze getroffen, beim Würfeln den höchsten Wurf gethan hat — aber er besaß Selbstbeherrschung genug, seinen Triumph zu verbergen und beugte sich mit Demuth.

„Eminenz, Ihren Segen zu der bevorstehenden Unternehmung. Ich werde Ihnen alle nöthigen Papiere in kürzester Frist zustellen lassen. Die Infantin Maria Theresia ist eine himmlische Erscheinung. Ihr Porträt von Velasquez war nicht Ihr schlechtester Bundesgenosse, Eminenz; ich muß es noch diese Nacht betrachten und anbeten, Ihren Segen, Kardinal!"

„Gott behüte und beschirme Sie, Sire, und schenke Ihnen seinen Frieden," sagte der Kardinal, indem er seine Hand über das Haupt des Königs breitete, und das Zeichen des Kreuzes machte. Gleichzeitig gab er seinen Hartschieren am Fuß der Marmorstiege einen Wink, den König ungehindert passiren zu lassen, der eilenden Fußes mit La Porte und seinem Bedienten davonschritt.

Kaum war er in dem Garten und zum Eingang

an der Rue de Grenelle gekommen, wo noch sein Wagen hielt, als er La Porte am Arme faßte und ihm zuflüsterte:

„Auf nach Brouage! noch diese Nacht!“

„Es sind doch seltsame Menschen, diese Könige,“ sagte Mazarin, als er sich wieder allein unter seinen nächsten Verwandten, den Herzogen von Nevers und Mercoeur befand. „Wie konnten wir diesen flatterhaften, unselbstständigen Geist jemals anders beurtheilen und gar für gefährlich halten. Wir haben uns dießmal in der That unnöthige Sorgen gemacht. Mein lieber Marquis,“ sagte er zu Vardes gewandt, „sagen Sie Monsieur, daß er auf nichts mehr rechnen könne, der König habe zum vollständigen Rückzug geblasen, es wäre Thorheit und Unbesonnenheit, diese Angelegenheit noch weiter zu verfolgen. Und jetzt wieder zu unserem Spiel! wir haben noch einige Stunden vor uns, und die Erquickung thut doppelt wohl, nachdem diese Last und Sorge von uns genommen ist.“

Die Gesellschaft begab sich in die Spielzimmer zurück. Mazarin war in der heitersten Laune wie seit Jahren nicht mehr, und er gewann heute fast ununterbrochen.

Seine Nichte Olympia allein behielt eine ernste nachdenkliche Miene; sie wußte in der That nicht, was

sie von jener Unterredung des Königs mit ihrem Oheim denken sollte. Die friedliche Lösung überraschte sie, obwohl sie auch ihr eine Last vom Herzen nahm und sie von der Sorge um des Königs Sicherheit befreite. Sollte er wirklich so plötzlich jeden Gedanken an ihre Schwester aufgegeben haben? Es war undenkbar! — aber woher dann Mazarin's plötzliche Beschwichtigung und Freundlichkeit und Ruhe? Jeder Versuch durch hingeworfene Fragen heute von ihm Aufschluß zu bekommen erwies sich als vergeblich, denn Mazarin antwortete in so dunklen, räthselhaften Ausdrücken, daß die schöne Frau wohl oder übel sich darein ergeben mußte, die Befriedigung ihrer Neugier auf einen anderen Tag zu verschieben. Jedenfalls beschloß sie, ihrer Schwester Maria noch im Laufe der Nacht von den wunderbaren Vorgängen dieses Abends Bericht zu erstatten und den Brief der Frau von Venelle mitzugeben.

*

Als Mazarin zwei Stunden später zum Louvre zurückkehrte — von derselben Sänfte getragen, die ihn zum Hotel Soissons gebracht hatte, erfuhr er zu seinem Staunen, daß die Königin Anna zweimal nach ihm gefragt und die Bestellung hinterlassen habe, den Kardinal sofort nach seiner Rückkunft zu sich zu entbieten.

Mazarin war Anfangs willens, von diesem Befehl keine Notiz zu nehmen, denn er war müde und sehnte sich nach Ruhe, allein seine Zurückkunft, die in Begleitung von Fackelträgern stattfand, war nicht unbemerkt geblieben, und sofort erschien abermals ein Kammerherr der Königin, um ihn zum dritten Male zu Ihrer Majestät zu bescheiden.

Mazarin begab sich sofort hinunter. Er fand die Königin inmitten ihrer Kammerfrauen Motteville und Beauvais am Kamin sitzen.

Bei seinem Eintritt erhob sich die Königin und kam ihm entgegen. Ihr Antlitz trug die Spuren der Aufregung und des Kummers in einem Grade, daß Mazarin bestürzt war.

„Majestät, welche ungewöhnliche Veranlassung! — Es ist bereits Mitternacht.“

„Mazarin, wo verbergen Sie meinen Sohn? wo haben Sie den König?“ rief ihm Königin Anna entgegen, und ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort. „Seit einigen Stunden bereits lasse ich ihn suchen. Sie haben doch nichts gegen ihn unternommen. Es war gegen meinen Willen, wie Sie wissen, und ich lasse mir keinen Entschluß entreißen, ohne ihn wiederholt geprüft zu haben!“

„Beruhigen sich Majestät,“ erwiederte Mazarin.

„Die Plane mit Monsieur haben glücklicherweise sistirt werden können, denn die Ursache des Konflikts ist gehoben. Im übrigen, Majestät, ist der König längst der Zucht seines Meisters entwachsen.“

Aber die Königin war mit dieser Antwort nicht zufrieden.

„Sie entkommen mir nicht, Mazarin. Sie gehen nicht redlich mit mir um. Sie haben mir meinen Sohn weggenommen. O jener unglückselige Tag, jener entsetzliche Auftritt — ich habe nicht mehr davon reden wollen, aber ich werde seitdem das Zittern nicht mehr los,“ und sie hielt sich in der That an das Polster des Armstuhls, der neben ihr stand.

Mazarin ergriff, ohne ein Wort zu sagen, den Arm der Königin und führte sie zu ihrem Sitze zurück. Dann nahm er neben ihr Platz und betrachtete lange die schöne Hand der Königin.

„Diese schönen feinen Hände,“ sagte er dann mit Beziehung, „waren eben zu zart, um die Zügel eines fessellosen unbändigen Charakters länger zu halten. Er hat sie Ihnen entrissen, entreißen müssen; der Tag wäre früher oder später doch gekommen, desto besser für diese schönen Hände, daß sie ausruhen können.“

Aber auch für diese sonst niemals ihren Zweck ver-

fehlenden Schmeicheleien war die Königin heute unzugänglich.

„Sagen Sie mir keine solche Artigkeiten mehr, Mazarin, die Zeiten sind vorüber für immer — sie müssen vorüber sein. Sie haben einen Abgrund zwischen mir und meinem Sohn aufgerissen. Sie haben mir meinen Schlaf genommen, Mazarin, ich bin die unglücklichste Frau von ganz Frankreich!" — und da der Kardinal noch immer schwieg, wiederholte sie mit heftigerem Tone:

„Geben Sie mir meinen Sohn wieder, Mazarin, ich kann keinen Tag mehr leben, ohne mit ihm versöhnt zu sein. Geben Sie mir meinen Schlaf wieder und den Frieden meines Gewissens. Dieser Zustand kann nicht so bleiben, er bringt mich in das Grab — er bringt mich in's Grab!"

Mazarin's Blick ruhte halb voll Mitleid, halb voll Mißbilligung auf der königlichen Frau. Es schmeichelte seiner Allmacht, und er ließ deßhalb die Königin noch eine Zeitlang in dem Wahn, als habe er ihren Sohn, den König, wegeskamotirt.

„Kann die Königin von Frankreich wirklich einer solchen Schwäche Gehör geben," sagte er dann langsam und mit Betonung — „heute so und morgen so zu stimmen. Dann müßten Ihre treuesten Diener irre

an Ihrem Willen werden, und ich müßte lieber heute als morgen wünschen, mich meines Dienstes enthoben zu sehen."

„Keine solchen Worte, Mazarin! Es ist doch nicht Ihr Ernst! Aber wir müssen uns darauf vorbereiten, daß andere Zeiten eintreten. Der König ist majorenn, es war thöricht von uns Beiden, uns seinem Wunsche entgegenzustellen. Ich habe die Sache reiflich und nach allen Seiten hin erwogen. Meines Sohnes Herz und meines Sohnes Liebe ist mein einziges bestes Besitzthum auf Erden; und ihm muß ich jedes Opfer bringen, um es mir zu erhalten, ich nenne jede Hand falsch, die mich davon zurückhalten will — jede Hand, Mazarin! — Warum legen Sie mir Entschlüsse unter, die ich weder als Mutter noch als Königin verantworten kann. Ich habe durchaus nichts gegen Maria Mancini, wenn sie denn einmal sein ganzes Glück ausmacht. Wozu einen Bürgerkrieg, eine Staatsumwälzung heraufbeschwören? Um eines Mädchens halber? Nein, mag er sie nehmen und glücklich mit ihr sein, lieber heute als morgen!"

„Vortrefflich, Majestät," sagte Mazarin und citirte ihre letzten Worte.

„Wenn sie sein Glück ausmacht — wenn sie aber sein Glück nicht ausmacht, wenn der Gedanke einer

solchen Verbindung von selbst wieder verschwunden ist?"

„Was wollen Sie damit sagen, Mazarin?"

„Daß das Blatt sich gewendet hat, Majestät. Ich bringe Sieg, Triumph, Einigkeit, Versöhnung und Frieden, kurz Alles, was Sie wünschen können, und glücklicherweise ohne so theure Opfer, als Sie noch immer zu bringen bereit scheinen. Ihr Sohn, König Ludwig, wird morgen zu Ihren Füßen liegen und um Ihre Verzeihung flehen für Alles, was er sich in blindem Zorne erlaubt hat. Von Maria Mancini aber wird hinfort keine Rede mehr sein!"

Königin Anna sah Mazarin eine Weile sprachlos an. Diese verheißungsvollen Worte klangen ihr wie ein Märchen, wie ein schöner Traum.

„Erklären Sie mir um des Himmels willen, Mazarin."

„Alles mit einem Wort, Majestät — König Ludwig ist von selbst des Kampfes müde, wie dieß bei seiner wankelmüthigen Natur auch nicht anders zu erwarten war. Wir haben uns ganz umsonst geängstigt und echauffirt. Er selbst hat mir den Auftrag gegeben, morgen nach Bordeaux zu gehen, um die Heiratspräliminarien mit Spanien abzuschließen. Die Infantin Maria Theresia hat einen vollen Sieg davongetragen. Wir können Viktoria feiern!"

Königin Anna war in Gedanken versunken. Die Ueberraschung kam zu unerwartet, um Eindruck zu machen, überdem erschien Mazarin's Wesen selbst zu sanguinisch und exaltirt, um ihr Vertrauen einzuflößen.

„Und Maria Mancini?" fragte sie immer noch zweifelnd.

„Meine ungehorsame Nichte hat inzwischen eine kleine Reise angetreten durch meine Fürsorge, Majestät, wenn auch nicht ganz mit freiem Willen. Dieß kleine Mittel: — aus den Augen, aus dem Sinn — hat Wunder gewirkt. Es war ein großer, unverzeihlicher Fehler, daß wir es nicht früher angewendet haben, es hätte uns viel Aerger und Sorge erspart."

„Und der König, mein Sohn, sagen Sie, wäre freiwillig von seinen heißesten Wünschen zurückgekommen?"

„O, so reumüthig, Majestät, so entschieden und überzeugend, daß es ein rührender Auftritt war. Ich kann wohl sagen, er war so zerknirscht und gebrochen, daß mir alten Manne die Thränen nahe waren, und daß ich behaupten darf, seit dem Tage von Sedan und seit meinem Wiedereinzug in Paris, nachdem alle meine Feinde durch Gottes Gnade überwunden waren, habe ich keine so frohe und stolze Stunde mehr erlebt."

Die Königin erhob sich jetzt. „Kardinal," sagte sie, „Ihre sorglose Laune hat beinah etwas Erschrecken-

des. Glauben Sie mir, ich kenne das Herz meines Sohnes besser; hinter dieser plötzlichen Bekehrung steckt etwas Anderes, vielleicht eine Kriegslist, um Sie und uns Alle zu täuschen und im Augenblick, wo Sie des Sieges sicher zu sein glauben, Sie mit einer fertigen Thatsache zu überrumpeln. Er hat sich seit einem halben Jahre sehr verändert, und ich halte ihn zu Allem fähig, was die Leidenschaft ihm eingibt. Darf ich fragen, Mazarin, wo sich mein Sohn zu dieser Stunde befindet?"

„Er verließ das Hotel Soissons, um sich zur Ruhe zu begeben."

„Aber er ist nicht zum Louvre zurückgekehrt," sagte die Königin, indem sie ihre Kammerfrauen fragend anblickte, die ihre Frage verneinten. „Und darf ich mir noch eine Frage erlauben, Mazarin," wandte sie sich wieder zum Kardinal. „Wohin ging die Erholungsreise Ihrer Nichte?"

„Zur Festung Brouage, Majestät," antwortete Mazarin.

„Brouage — liegt es nicht auf dem Wege nach Bordeaux?"

„Ganz richtig, Majestät, unweit von Saint Jean d'Angély."

„Gut, gut, reisen Sie, Mazarin, reisen Sie mor=

gen. Auch ich werde nicht in Paris zurückbleiben. Ich hoffe, in Bordeaux sehen wir uns wieder."

„Majestät werden sehen, daß sich Alles nach Wunsch fügt, und daß Mazarin immer noch zu den glücklichsten der Sterblichen zählt, da es ihm vergönnt ist, die Wünsche seiner Königin zu erfüllen."

Damit empfahl er sich, um sich nach dem ereignißreichen entscheidungsvollen Tage zur Ruhe zu begeben.

Kaum war die Königin allein, als sie sich zu ihren Kammerfrauen wendete.

„Liebe Motteville, liebe Beauvais, lassen Sie mit Tagesanbruch meinen Reisewagen rüsten. Ich will nur einige Stunden rasten, um Ruhe zu gewinnen. Gehen Sie jetzt und besorgen Sie Alles zur schleunigen Abreise. Ich meine die Spur zu haben, wohin mein Sohn verschwunden ist. Dießmal scheint mein schlauer, weiser, vielerfahrener Kardinal selbst überlistet worden zu sein."

„Ist es ein Geheimniß, Majestät," fragte schüchtern Frau von Motteville, „wohin die Reise gehen soll?"

„Durchaus nicht, meine Liebe. Die Parole heißt nach Brouage. Dort muß sich der Knoten entwirren, und nur Maria Mancini wird ihn lösen können!"

Grosse, Julius,

Maria Mancini Roman von Julius Grosse

Bd.: 1

Stuttgart 1869